



Wilhelm Jerichow

## Armin

Historische Erzählung für Volk und Jugend  
zur Stärkung der Vaterlandsliebe

Bereits als Kind schwört Armin, der Cherusker, ewigen Haß gegen die römischen Besäßer am Rhein. Durch seinen Vater Sigimer zur Freiheits- und Vaterlandsliebe erzogen, erkennt er die Römer als Feinde des germanischen Volkes. Armin's Vorsehung ist es, sein Volk, die Cherusker, einmal im Freiheitskampfe gegen die römischen Truppen anzuführen. Um den Feind besser kennenzulernen, entschließt sich Armin, in römische Kriegsdienste zu treten und die Kriegskunst der damaligen Weltmacht zu erlernen. Nach seiner Heimkehr rüstet Armin zum Kampf gegen die Besäßer. Während er dem tyrannischen römischen Statthalter Varus glauben machen kann, er sei ein Verbündeter der Römer, scharf Armin germanische Kämpfer um sich. 9 n. Chr. greift Armin den nichts-ahnenden Varus schließlich in seinem Sommerlager an. Die römischen Truppen werden vernichtend geschlagen, die Freiheit der Germanen ist vorerst gesichert. Weitere Anläufe der Römer, die Cherusker um Armin zu besiegen, scheitern; auch der große römische Feldherr Germanicus kann Armin nicht bezwingen. Selbst die Geiselnahme von Armin's Frau Thusnelde läßt den Cheruskerfürsten in seinem Bestreben, die Freiheit für sein Volk zu erkämpfen, nicht wanken. Letztlich jedoch verhindert die Uneinigkeit der germanischen Stämme den endgültigen Triumph Armin's. Der Cherusker-Fürst wird durch seine eigenen Stammesbrüder hinterrücks ermordet. Als seine Frau Thusnelde, die im Exil in Ravenna ihr Dasein fristen muß, vom Tode ihres Gatten erfährt, bricht ihr dies das Herz.

1878



Das Rauschen des Morgenwindes, welcher dem Aufgange der Sonne vorherging, fuhr durch die Wipfel der tausendjährigen Eichen. Wie unbezwingliche Riesen standen sie auf den festen Wurzelfüßen und strebten mit stetem, rissigem Stamme empor, hoch über den niedrigen Nachwuchs, der den Boden weithin bedeckte und nur dem starkknochigen Ur den Durchbruch erlaubte.

Im Teutoburger Walde, dort, wo sich jetzt das Hermannsdenkmal erhebt, stand ein aus rohen Steinen erbautes Gemäuer, welches sich vor den Hütten der gewöhnlichen Germanen durch größere Ausdehnung und Stärke auszeichnete. Im Innern dieses Gebäudes ruhte auf einer Unterlage von Bärenfellen und mit anderen Tierfellen zugedeckt, ein großer, starker Mann, aus dessen Zügen Kraft und Gesundheit leuchteten.

In seiner Nähe lagen, ähnlich gebettet, zwei Knaben, seine Söhne. Sigimer, der Vater, erhob sich von seinem Lager, ging zu den beiden Knaben, schüttelte sie an den Schultern und rief: „Armin, Flavius, erhebt euch, der Morgenwind rauscht schon durch die Wipfel der Bäume.“ Die Knaben sprangen rasch auf die Füße und legten, gleich dem Vater, ihre Kleider an. Sie bestanden aus einem leinenen Unterkleide, welches die Glieder fast bis zu den Füßen bedeckte, und ei-

ner Tierhaut, die wie ein Mantel über den Leibrock geschlagen du auf der Schulter mit einer Spange befestigt war. Das blonde Haar flatterte frei den Rücken hinab, die Füße blieben unbehuht.

Sigimer nahm einen großen Bogen von der Wand, hing einen Köcher mit Pfeilen um den Hals und faßte die Wurflanze. Auch die beiden Knaben nahmen ihre Bögen, aber keine Wurflanze, denn zum Gebrauche derselben waren sie noch zu schwach.

Als sie die Wohnung verließen, begann es zu tagen und die Tiere des Waldes regten sich in ihren Schlupfwinkeln, Höhlen und Baumwipfeln.

„Gebraucht euere Augen,“ sprach Sigimer, „und gebt wohl acht, daß wir nicht von einem wilden Tiere überfallen werden.“

Sie warfen ihre Blicke rechts und links in den Wald, aber es zeigte sich keine wilde Bestie. Den Berg hinabwandernd, gelangten sie in eine Schlucht; da stieß Armin den Vater an und deutete auf einen großen Vogel, der sich auf den kahlen Zweigen einer dünnen Tanne niedergelassen hatte.

„Nur zu,“ sagte Sigimer, „ich habe dich gelehrt, wie man Pfeil und Bogen handhabt; ziele gut, es muß ein Meisterschuß sein.“

„Mitten durch das Herz,“ entgegnete Armin, trat hinter den Stamm einer Eiche, spannte den Bogen und legte einen Pfeil vor die Sehne. In diesem Augenblicke erhob sich der Falke, aber der kleine Armin wollte ihn nicht entkommen lassen. Der Pfeil schwirrte vom Bogen und der Vogel stürzte zu Boden, dem Vater vor die Füße.

„Gut getroffen,“ sprach dieser mit einem zufriedenen Lächeln. „Wenn du größer und stärker geworden bist, wirst du eben so sicher die Feinde unseres Landes treffen.“

Armin sprang zu dem Vogel und zog den Pfeil aus dem zuckenden Körper des Falken, um sich desselben noch ein zweites Mal bedienen zu können.

Flavius hatte den Schuß des Bruders nicht ohne Neid gesehen; er wollte vor dem Vater nicht weniger gelten als Armin und spähte deshalb aufmerksam nach einem anderen Falken umher. Bald kam ihm einer zu Gesichte, und der Vogel stürzte, kunstgerecht getroffen, aus der Höhe.

„Brav, mein Flavius,“ sprach Sigimer, „auch du wirst mit zu den Stützen des Cheruskerlandes gehören, wenn die römischen Legionen sich erfrechen, in unser Land zu fallen.“

„Ich möchte einen Römer sehen,“ sprach Armin.

„Du wirst bald Gelegenheit dazu haben, mein Sohn,“ antwortete Sigimer, „denn noch heute wandern wir hinab an den Rhein, um deinen Oheim zu besuchen.“

Die beiden Knaben klatschten fröhlich in die

Hände, denn nichts gefiel ihnen besser, als die Jagd und das Wandern über Berg und Thal.

Weiter hinab ging der Weg durch dichte Waldung, und sie gelangten in der Tiefe an einen Fluß, der in bewaldeter Schlucht einen kleinen See bildete.

Sigimer legte seine Kleidung ab, hing seine Jagdwaffen an die Äste eines Baumes und sprang ins Wasser. Die Knaben folgten seinem Beispiele, und der Vater unterrichtete sie im Tauchen und im Schwimmen unter dem Wasser. Auch mußten sie sich üben, auf dem Rücken zu schwimmen und sich von den höchsten Stellen des Ufers hinabzustürzen.

Nachdem sie sich einige Zeit lang im Wasser umhergetummelt hatten, hörten sie nahe am Ufer lautes Geräusch und heftiges Grunzen und Quicken.

„Ein Eber!“ rief Sigimer, „rasch, meine Knaben!“

Sie ruderten dem Ufer zu und griffen nach den Waffen.

„Seht,“ sagte der Vater, indem er seinen Zeigefinger ausstreckte, „der Eber sind zwei, und sie suchen sich einander zu töten. Habt ihr Mut, so greifen wir sie beide an, wenn nicht, so klettert auf einen Baum.“

„Das soll nimmer geschehen,“ antwortete Armin. „Wir drei werden doch über zwei Bestien Herr werden!“

Ohne sich lange zu besinnen, legte er einen Pfeil auf den Bogen und sandte denselben ab. Der Pfeil saß, er steckte dem Eber hinter dem Ohr, wie einem Schreiber die Feder. Flavius traf den anderen Eber, aber keine der beiden Verwundungen war tödlich. Die Eber hatten wohl erkannt, daß ein neuer Feind in der Nähe war; sie ließen deshalb voneinander los, richteten die spitzen Köpfe nach der Richtung, woher die Pfeile gekommen waren, sondierten mit ihren kleinen, funkelnden Augen das Feld und stürmten dann auf die Angreifer zu.

„Rasch auf einen Baum,“ sagte der Vater. Flavius folgte dem Befehle, aber Armin wollte nicht fliehen. Ein zweiter Pfeil traf das Tier und hielt es eine Weile im Laufen auf. Sigimer hatte unterdessen seinen langen Spieß ergriffen; festen Fußes und klaren Auges erwartete er den Eber und bohrte demselben den Spieß so tief in den Rachen, daß er zusammenbrach. Ein dritter Pfeil Armins hatte den zweiten Eber sehr gut getroffen, so daß er nur langsam herankam.

„Vater, deinen Spieß,“ sprach Armin. Sigimer riß denselben aus dem Schlunde des Ebers und überreichte ihn seinem Söhnchen.

„Ich werde hinter dir stehen,“ sprach Sigimer. „Wenn der Stoß nicht glückt, so springe schnell zur Seite; überhaupt fürchte ich, du bist nicht stark genug, oder vielmehr es ist gewiß. Laß

mich die Arbeit thun.“

Armin schüttelte mit dem Kopfe; so jung und klein er auch war, so brannte er doch von Ruhmbegierde. Wie sein Vater gethan, stand er ganz stramm, aber der Eber brach verendend zusammen, ehe er auf den Spieß lief.

„Brav, mein Junge,“ sagte Sigimer, „du hast Mut gezeigt. Das sind zwei tüchtige Kerle, die uns manches wohlschmeckende Mahl liefern werden.“

Beschämt stieg Flavius vom Baume herab und sprang mit Vater und Bruder wieder in die Flut.

„Nun ist's genug, meine Knaben,“ sagte Sigimer nach einiger Zeit, „wir wollen nun nach Hause gehen und frühstücken.“

Die Knaben blieben bei den beiden Ebern stehen, und besonders Armin maß die stattlichen Sauen mit stolzen Mienen.

„Du denkst, es sei etwas Großes, sich mit solchen Bestien zu messen,“ sagte der Vater, „aber wenn du größer und stärker geworden bist, wirst du mit viel stärkeren Tieren zu kämpfen bekommen. Im allgemeinen aber ist die heutige Jagd nur ein Kinderspiel gegen die unserer Voreltern. Als die Germanen zuerst in dieses Land kamen, hatten sie mit Ungeheuern zu kämpfen, die jetzt nur selten vorkommen oder ganz von der Erde verschwunden sind.“

Armin schaute hoch auf. „Was für Tiere waren es, mein Vater?“ fragte er.

„Sehr verschiedenartige, mein Sohn. Es gab damals Hirsche, Bären, Hyänen von einer unglaublich riesigen Größe und Wildheit. Auch gab es schlangen- und eidechsenartiges Gewürm, von dem jetzt nur zwerghafte Nachkommen vorhanden sind. Unsere Voreltern lagen mit diesen fürchterlichen Tieren stets im Kampfe und sie brachten es trotz ihrer schlechten Waffen allmählich dahin, daß die größten Ungeheuer von der Erde verschwanden.“

Armins Augen leuchteten vor Begierde, mehr zu wissen, und er bat gar inständig, ihm von dieser Zeit zu erzählen.

„Wenn wir auf der Wanderung zum Oheim sind,“ antwortete der Vater; „jetzt müssen wir uns eilen, daß wir zu den Sklaven kommen, damit die Eber heimgeschafft und zerlegt werden.“

Mit raschen Schritten eilten sie den Berg hinauf und erreichten nicht weit von der väterlichen Burg eine Anzahl Hütten, die kunstlos aus Baumstämmen und Reisern hergestellt und mit Stroh, Baumzweigen oder Rohr gedeckt waren.<sup>1</sup> Jede dieser Hütten lag für sich allein und rings um dieselbe der Acker, auf welchem der Sklave für seinen Herrn und für sich selbst mancherlei Küchenbedürfnisse zog.

<sup>1</sup>S. Guggenheim, Geschichte des deutschen Volkes und seine Kultur. Leipzig 1866.

Aus einer der Hütten traten in unterwürfiger Haltung zwei Männer. „Was ist dein Begehren?“ fragten sie.

Sigimer gab ihnen den Auftrag, die beiden Eber heraufzuschaffen, zu schlachten und das Fleisch in der Burg abzuliefern. Dann schritten sie weiter und erreichten bald die Wohnung auf dem Berge. Hier hatte unterdessen die Hausmutter mit fleißiger Hand gewaltet und dem Gatten und den Kindern ein Frühstück bereitet. Es war derb, aber reich und danach angethan, starke Sehnen und markige Knochen zu schaffen. Unseren schwächlichen Kaffee und unser weißes Brot kannte man damals noch nicht, wohl aber Schweinefleisch, Bärenschinken, Pferdebraten, Haferbrei, schwarzes Brot, Milch, Eier und Met.

Nachdem sie also kräftig gespeist hatten, nahmen der Vater und die beiden Söhne Abschied von der Mutter und wanderten von dannen; auch diesmal nahmen sie die Waffen mit, denn leicht konnte es sich ereignen, daß sie sich gegen wilde Tiere wehren mußten. Der Weg führte durch Thal und Schlucht niederwärts nach dem Flachlande, aber sie hatten eine weite Reise zu machen, und heute und morgen konnten sie den Oheim nicht mehr erreichen.

„Vater,“ sagte Armin, dessen Wißbegierde rege geworden war, „du wolltest uns von der alten Zeit erzählen.“

Sigimer lächelte, denn es gefiel ihm, daß sein Knabe Sinn für solche Dinge hatte, und erzählte ihnen, was vom Anbeginne der Zeiten bis auf den heutigen Tag im Lande der Germanen geschehen.

Als der Vater schwieg, wandte sich Armin zu ihm und fragte: „Warum wohnt der Oheim über dem Rhein? Ich sollte glauben, er bliebe besser bei uns im Teutoburger Walde; auch hier könnte er den Göttern Opfer bringen.“

„Du vergissegst, mein Sohn, daß der Hauptaltar bei den Ubiern steht, und daß dein Oheim, obschon ein Cheruskerfürst, doch bei diesem Altare Priester ist.“

„Vielleicht verstehe ich das nicht, Vater, aber ich bleibe immer bei meinem Stamme, und wenn die Römer kommen, so schieße ich meine Pfeile in ihre Brust.“

„Halte diese Gesinnung fest, mein Sohn, aber es wird so leicht nicht gehen, wie du denkst. Auf alle Fälle, mein Armin, vergiß nimmer, daß die Römer doppelzüngig sind und mit dem süßesten Honig auf den Lippen den schändlichsten Verrat üben.“

Flavius schien für die Erzählungen des Vaters wenig Interesse zu haben, denn er stellte keine Frage und als derselbe geendigt hatte, sagte er: „Aber du hast uns nichts von den wilden Tieren erzählt, womit unsere Voreltern zu kämpfen

hatten.“

„Es ist wahr, mein Sohn; denke dir aber die Wälder voll ungeheurer Ure, Bären, Hirsche und Eber, die Luft voll Geier und die Höhlen voll Eidechsen, Molche und Drachen von entsetzlicher Größe und Wildheit, so hast du ein Bild der damaligen Tierwelt. Unsere Voreltern mußten stündlich den Spieß und den Bogen zur Hand nehmen und sich ihrer erwehren. Du siehst ja noch jetzt viele wilde Bestien bei uns, aber merke dir, daß von allen grimmigen Tieren der Römer das grimmigste ist. Er muß am ersten ausgerottet werden.“

Ihr Marsch ging meistens durch den Wald, denn ganz Deutschland war damals noch eine große Waldwildnis, in welcher die Ansiedlungen wie einzelne Oasen zerstreut lagen, wie heute in den amerikanischen Urwäldern. Zuweilen kamen sie an Feldern vorüber, auf welchen Mohn- und Zuckerrüben, Hafer, Gerste, Flachs, Spargel und besonders dicke Rettige gebaut wurden. In der Mitte solcher Pflanzungen lagen die einfachen Wohngebäude, und in den Feldern arbeiteten die Sklaven und Hörigen mit Pflügen, Eggen, Spaten und Hacken, aber diese Werkzeuge waren bei weitem nicht so vollkommen, wie in unseren Tagen. Auf den Wiesen wurden Herden gehütet und in den Wäldern waren die Leibeigenen mit Niederschlagen der Bäume beschäftigt.

Zuweilen kamen sie auch an gemauerten Kastells und festen Türmen vorüber, in welchen die Fürsten und Mächtigen des Landes wohnten. Hier kehrten sie ein, wenn sie Hunger und Durst hatten. Ohne Scheu forderten sie, was sie bedurften, und es wurde ihnen nicht allein ohne Widerrede, sondern mit Freuden gegeben, denn die Germanen waren alle gastfrei, und dieses war notwendig, da es noch keine Herbergen und Wirtshäuser gab.

Mit rüstigen Schritten wanderten sie weiter und kamen nach mehreren Tagen bei sinkender Sonne in der Ruhrgegend an. Dort wurde den beiden Kleinen ein Anblick, den sie noch nicht gehabt hatten. Ein Mann fuhr mit einem vierrädrigen Karren von Haus zu Haus und fragte nach, ob die Leute Gänse, Gänsefedern, Schinken, Pomade und Menschenhaare gegen Geld umsetzen wollten. „Was thut der Mann mit diesen Dingen?“ fragte Armin.

„Er bringt sie über den Rhein zu den Römern, die sie entweder selbst benützen oder nach Rom schicken.“

„Aber das Haar und die Pomade?“

„Die römischen Frauen möchten gern so schönes gelbes Haar haben, wie die Frauen der Germanen, und da ihnen die Götter einen solchen Schmuck versagen, so kaufen sie das blonde Haar der Germaninnen und lassen sich Perücken daraus machen. Die Pomade dient zum Färben

des Haares. Wenn sie oft angewendet wird, so bekommt das schwarze Haar nach und nach eine gelbe Farbe.“

„Vater, diese Römer müssen sehr närrische Leute sein. Wer wird denn so thöricht sein, sein Haar zu färben und falsches zu tragen?“

„Die Römer denken darüber anders, als wir, mein Sohn. Sie haben auf ihren Feldern auch genug Rüben; dennoch lassen sie sich deren vom Rheine kommen.“

Armin bemerkte, daß für die eingekauften Gegenstände kleine Metallstücke gegeben wurden. Das nahm ihn sehr wunder. „Für eine so große, schöne Gans ein so kleines, rundes Plättchen,“ sagte er, „das ist doch ein schlechter Handel. Und was thut man mit den glänzenden Kleinigkeiten? Man kann sie weder essen, noch einen Mantel daraus machen.“

Der Vater lächelte und nickte mit dem Kopfe, denn es war noch nicht lange her, daß er ganz dieselbe Ansicht gehabt, hatte; jetzt aber wußte er, daß man für die Metallstücke viele Dinge, welche die Germanen nicht besaßen, von den Römern kaufen konnte. Freilich war er der Meinung, es wäre besser gewesen, wenn die Germanen niemals römisches Geld kennen gelernt hätten. „Wir weichen dadurch von unseren einfachen Sitten ab,“ sagte er, „und wir lernen Bedürfnisse kennen, die uns vom Feinde abhängig machen.“

Der Mond leuchtete schon hell, als die Knaben endlich müde wurden und den Vater ersuchten, einzukehren.

„Wohl,“ sagte er, „ihr habt einen tüchtigen Marsch gemacht und gezeigt, daß ihr Mühseligkeiten aushalten könnt, und da wir morgen vor der Sonne wieder aufbrechen müssen, so wollen wir einkehren.“

Bald darauf gelangten sie an ein Gehöft, welches rings von Wassergräben umgeben war. Die Hunde, welche das Haus bewachten, schlugen ein furchtbares Gebell an. Der Besitzer kam an den Graben und als er die Wanderer sah, fragte er, zu welchem Zwecke sie bei seinem Gehöfte stehen blieben.

„Wir sind müde vom Wandern,“ antwortete Sigimer, „und wir bedürfen Speise und Trank und eines Lagers für die Nacht.“

Sogleich beschwichtigte der Mann die Hunde, kam über den Graben und führte sie in seine Wohnung. Beim Scheine des Herdfeuers erkannte der Mann seinen Gast und sprach: „Bist du nicht Sigimer, der Cheruskerfürst?“

„Ich bin es.“

„Und wohin führt dich deine Wanderung?“

„Über den Rhein zur Ara der Ubier.“

„Zu diesen Abtrünnigen? Nur wenn du ein Opfer bringen willst, kann es dich entschuldigen.“

„Kann nicht der Cherusker auch noch andere Absichten haben? Kann er nicht den Priester der Ara sehen und einen Racheschwur thun wollen?“

Der Gastfreund schwieg und befahl seinem Weibe, Milch, Bärenschinken, Pferdebraten und Met zu bringen. Während des Essens sprach der Hauswirt: „Morgen kannst du das Schauspiel genießen, wie freie Germanen von römischen Sendungen heimgesucht werden, um Steuern von ihnen zu erpressen. Diese Römer, welche die Götter vernichten mögen, ziehen bei den Usipetern und Tenchterern von Haus zu Haus und fordern Abgaben und Steuern. Wer berechtigt sie dazu, in ein freies Land zu fallen und die Männer zu knechten?“

Armin hörte die Schilderungen des Gastfreundes. Abscheu und Zorn malten sich in seinem Gesichte, und mit dem Rufe: „Haben die Usipeter und Tenchterer keine Schwerter?“ sprang er von seinem Sitze auf.

„Ruhig, Armin,“ sprach der Vater, „unsere Nachbarn sind keine Feiglinge. Markus Lollius, der römische Feldherr am Rhein, wird bald erkennen lernen, wie weit man ungestraft einen Germanen beschimpfen darf.“

Der Gastfreund schaute den schönen Knaben mit den glänzenden, himmelblauen, jetzt vor Zorn sprühenden Augen voll Freude und Entzücken an. Er reichte ihm die Hand und sprach: „Wenn du zu den Ubiern kommst, so sieh' dir die Römer genau an, mein Sohn. Noch kannst du dich nicht mit ihnen messen, aber es wird eine Zeit kommen, wo der Zorn aus deinen Augen in die Hand und aus der Hand in den Speer fahren wird; dann wirst du eine Zierde der Cherusker und eine Leuchte für alle Germanen werden. Bis dahin, mein Sohn, sei schweigsam und vorsichtig wie dein Bruder. Gewiß sprudelt auch in seinem Herzen der Strom der Wut, aber er weiß denselben zu bändigen.“

Flavius antwortete nicht, aber er errötete leicht, denn er war sich bewußt, daß er keinen Haß gegen die Römer empfand. Der Gastfreund wollte die Nachbarn zu Ehren Sigimers zum Schmause laden und der Sitte gemäß ihm morgen zum Weiterschmausen bei ferner wohnenden Freunden das Geleite geben; aber Sigimer bat, für diesmal von der Sitte abzuweichen, denn es zieme sich nicht, daß bartlose Knaben in die Gelage gezogen und vor der Zeit an das Schmausen gewöhnt würden.

Nur ungerne ging der Gastfreund auf seinen Wunsch ein, denn es deuchte ihm ein Mangel an Ehre, daß er ihm nur Mahl und Schläfgen gab.

Am folgenden Morgen begleitete er sie ein Stück Weges und kehrte dann auf Sigimers Wunsch wieder zu den Seinigen zurück. Sie aber gelangten an diesem Tage in das Land der Usipeter und Tenchterer und sahen nun mit eigenen

Augen, wie diese Leute von den Römern behandelt wurden.

In einem Dorfe hörten sie plötzlich lautes Geschrei, und als sie zwischen die Hütten traten, sahen sie römische Soldaten, welche von Haus zu Haus gingen und Abgaben heischten. Nur widerwillig gaben die Leute, was sie an Hafer, Gerste und Vieh besaßen, aber sie waren zu schwach, um sich gegen die wohlbewaffneten und zahlreichen Römer zu wehren. Diese lachten des ohnmächtigen Zornes und luden alles, was sie erhalten konnten, auf ihre vierrädrigen Karren, um es in die Lager zu führen.

Armin und Flavius sahen zum erstenmal römische Soldaten. Flavius verschlang sie fast mit den Augen, denn ihre bunte Tracht und die blinkenden Waffen gefielen ihm über alle Maßen; anders Armin. So oft hatte er aus dem Munde des Vaters vernommen, daß sie Räuber und Blutsauger seien, die den Germanen nur Verderben brächten. Ihm sagte das bunte Kleid nicht zu, denn es war ein Zeichen der Sklaverei, und er liebte die Freiheit und sein Volk.

Sigimer sah die Funken unter der Asche glimmen und erkannte, daß die Usipeter und Tenchterer sich die Beraubungen nicht lange mehr würden gefallen lassen. Es fiel ihm auf, daß so wenig Männer in den Dörfern vorhanden waren; man sah fast nur Weiber, Kinder und schwache Greise. Er fragte niemand, wo die Männer seien, aber er schien es dennoch zu wissen, und seine Augen schweiften oft zu den dichtesten Stellen des Waldes hinüber.

Zuweilen begegneten ihnen im einsamen Waldesdunkel Männer, denen man es schon an ihrem Äußeren ansah, daß sie nicht auf die Jagd zogen. Das Haupt, dessen Haar sonst frei im Winde flatterte, war mit dem Kopfe eines wilden Tieres bereckt, dessen Fell den Rücken herabhing. So sah man die sonderbarsten Gestalten, Hirsche, Stiere, Eber, Bären und Wölfe daherwandern. Sie mieden die gebahnten Wege und besonders die römischen Centurionen. Wo das Dickicht am wildesten war, in Schluchten und an Bachufern, da gingen der Vater und die Söhne mit schnellen Schritten vorüber und horchten dem Tone des Urhorns, welches aus den dichten, geheimnisvollen Wäldern schauerlich herüberklang.

Einmal mußten sie lange einer Schlucht folgen und gelangten am Ende derselben in einen Thalkessel, in welchem eine Menge germanischer Krieger versammelt waren. Die ausgestellten Schildwachen wollten sie ergreifen, aber Sigimer wurde bald als ein Cheruskerfürst erkannt; man ließ ihn unbehelligt ziehen, und die Häuptlinge teilten ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß sie im Begriffe seien, die Centurionen zu ergreifen und die Römer mit Krieg zu überziehen. „Spute dich, daß du heimkehrst,“

sagten sie, „denn in wenigen Tagen geht der Kriegstanz los. Alle streitbaren Männer sammeln sich in den Waldschluchten, und wenn sie beisammen sind, soll das Kriegshorn ertönen.“

Gegen Abend dieses Tages kamen sie in die Nähe des Rheinufers, und sie fanden daselbst eine Menge römischer Soldaten, welche am Strande das Vieh der Römer hüteten oder Wachen gegen die Germanen bildeten.

„Sie sind hier auf einem Boden, der ihnen nicht zugehört,“ sprach Sigimer, „aber es wird eine Zeit kommen, wo sie es bereuen werden, germanische Wiesen betreten zu haben.“

Zuweilen kamen die römischen Soldaten an den Weg und erlaubten sich Neckereien, so daß dem Cheruskerfürsten der Zorn in die Wangen stieg, aber er durfte es sich nicht merken lassen, denn er war nur einer gegen viele.

Jetzt erreichten sie den Rheinstrom. Die beiden Knaben hatten ein so großes Wasser noch nicht gesehen: verwundert blieben sie deshalb stehen und wurden nicht müde, ihr Staunen auszudrücken.

„Jenseits steht der Altar eueres Oheims,“ sagte Sigimer, „aber es liegt der große Rheinstrom zwischen ihm und uns, und wir können nur durch Schwimmen zu ihm kommen. Getraut ihr euch wohl, die weite Strecke auf dem Wasser zurückzulegen?“

„Ja, wir bringen es fertig,“ sagten sie beide.

„Dann entledigt euch eurer Kleider!“

Es geschah und der Vater rollte sie alle in ein Bündel; dann riß er einen starken Zweig von einem Baume und band mit Weidenruten das Bündel daran. Jetzt sprangen sie zugleich in den Strom und teilten mit käftigen Armen die Wellen. Sigimer aber schwamm nur mit dem linken Arme, denn mit der rechten Hand hielt er den Baumzweig mit den Kleidern hoch empor, damit sie nicht naß wurden.

Der Strom war stark angeschwollen, aber die Knaben erlahmten nicht, sondern fanden sich recht in ihrem Elemente und jauchzten vor Freude.

Nach einiger Zeit hatten sie das jenseitige Ufer erreicht. Rasch schwangen sie sich aus dem Wasser, schüttelten das Naß aus den langen Haaren und nahmen aus der Hand des Vaters die trockenen Kleider, die dieser während des Schwimmens über die Flut gehalten hatte.

„Nun zum Oheime,“ sagte Sigimer, „ich sehe voraus, daß er sich sehr freuen wird, seine beiden Neffen zu sehen, denn soviel ich weiß, war er seit eurer Geburt nicht mehr im Cheruskerlande.“

## II

„Bald sind wir zur Stelle, meine Kinder,“ sprach

Sigimer. „Dort zur linken Hand, dicht am Rheinufer, ist das Sommerlager der Römer, hier zur Rechten aber das Winterlager, und bei diesem haben die Ubier Wohnungen und Altar aufgeschlagen.“

Das Winterlager war mit einer Mauer umzogen; mitten in dieser Mauer war ein Thor und vor demselben ein römischer Soldat auf Wache.

„Wohin wollt ihr?“ fragte er in lateinischer Sprache.

Sigimer konnte in dieser Sprache keine Antwort geben. Er wußte nur das eine Wort: „Ara Ubiorum“, „Ah,“ murrte der Soldat, „sie wollen am Altare der Germanen ein Opfer bringen. Sie sollten bei ihren eigenen Altären bleiben, denn ich fürchte, sie kommen nur, um die Gelegenheit auszuspionieren, um in günstiger Stunde über uns herzufallen.“

Die Knaben waren sehr verwundert, daß sich die Ubier in Mauern einschlossen und noch mehr, daß ihre Häuser, die ebenfalls aus Stein gebaut waren, so dicht zusammenstanden. Alles war ihnen neu, aber Armin wurde den Gedanken nicht los, er befinde sich in einem Gefängnisse. Plötzlich hörten sie Hörnerklang, und als sie sich umwendeten, sahen sie in einem großen, steinernen Gebäude römische Soldaten, und auf einem großen Platze waren deren viele aufgestellt, welche militärische Übungen machten. Es war für die Knaben ein glanzvolles Schauspiel, und besonders Flavius, der bisher so schweigsam gewesen war, that viele Fragen über ihre Kleidung und Bewaffnung, die der Vater nicht alle zu beantworten imstande war.

„Kommt, wir wollen jetzt den Oheim aufsuchen,“ sagte er und schritt ihnen voran, eine steinerne Treppe hinauf zum Tempelhause. Oheim Inguimer, in einen langen Talar gekleidet, die Priesterbinde um die Stirn und die Füße mit Sandalen geschützt, kam eben vom Opfer in seine Wohnung zurück. Er war nicht wenig erstaunt, seine Anverwandten in der Ubierstadt<sup>2</sup> zu finden, denn er wußte, daß Sigimer ein erbitterter Feind der Römer und auch kein Freund der Ubier war.

„Kommst du, ein Opfer zu bringen?“ fragte er.

„Auch um dich zu sehen,“ gab er zur Antwort, „doch laß uns in deine Gemächer treten, denn ich liebe es nicht, daß diese römischen Soldaten mir stets ins Gesicht sehen; mein Blut wird zu heiß dabei, und ich möchte am Ende bei diesem unverschämten Anstarren etwas thun, was mich nachher gereute.“

„Bei den Göttern,“ flüsterte der Priester, „vergiß nicht, daß du in der Höhle des Löwen

bist.“

„Ich vergesse es nicht, weil ich meine Kinder bei mir habe; außerdem kann sich ein einzelner Mann nur ins Verderben stürzen! Also treten wir ein.“

Die Gemächer des Priesters hatten nicht die geringste Ähnlichkeit mit den einfachen Hütten der Cherusker und den besseren Wohnungen der Fürsten. War die Stadt der Ubier auch damals noch keine Kolonie der Römer, trugen die Häuser im Äußeren auch noch immer germanisches Gepräge an sich, so waren die Bewohner durch die Soldaten und ihre Führer doch schon mit manchem römischen Luxus bekannt geworden.

Sigimer sah es mit Stirnrunzeln und sprach: „Man sollte kaum glauben, daß in diesen Räumen ein germanischer Priester wohnt.“

Inguimer errötete leicht und entgegnete: „Bedenke, daß ich es weder mit den Römern, noch mit den Ubiern verderben darf. Beide sehen mich, den einzigen Cherusker unter ihnen, mit mißtrauischen Blicken an, und wenn die Ara Ubiorum nicht allen Deutschen gemeinsam wäre, so würden sie mich schon längst mit Schmach und Schande über den Rhein gejagt haben.“

Die Knaben wünschten sich die römischen Soldaten noch näher anzusehen, welche jetzt bei ihren Lampen die Helme und Waffen putzten.

„Geht nur,“ sagte der Vater, „aber kommt sogleich zurück, wenn ihr meinen Pfiff hört.“

Als die Knaben sich entfernt hatten, fragte der Priester, wie es im Lande der Cherusker stehe.

„Bis jetzt,“ antwortete Sigimer, „haben die Römer noch nicht den Mut gehabt, in unser Land zu kommen, und daran thun sie wohl, denn sie würden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, aber dieser Lollius, den die Götter vernichten mögen, schickt seine Centurionen über den Rhein und läßt bei den Usipetern und Tenchterern Steuern einfordern. Vielleicht wächst ihm bald der Kamm so sehr, daß ihm auch nach den Steuern der Cherusker gelüftet.“

„Und was thun die Usipeter und Tenchterer, zahlen sie schweigend?“

„Schweigend, mein Bruder, aber du kennst sie genugsam und weißt, daß sie eine Schmach nicht lange auf sich sitzen lassen. Es wimmelt bereits von Bewaffneten in den Wäldern, und der Tag, wo sie über ihre Bedrücker herfallen, kann nicht mehr fern sein; aber hüte dich, davon zu reden.“

„Es ist nicht nötig, mir eine Warnung zukommen zu lassen. Du weißt, daß ich nur widerwillig bei der Ara Ubiorum aushalte. Aber sage mir, zu welchem Zwecke du gekommen bist!“

„Ich sagte es dir bereits. Die Liebe trieb mich, dich zu sehen und ein Opfer zu bringen.“

„Wo hast du das Opfertier?“

<sup>2</sup>Die Ubierstadt und das Winterlager reichten damals vom jetzigen Dom bis zur Altenburg, Ennen, Geschichte der Stadt Köln.

„Draußen! Armin ist es!“

„Dein Kind willst du opfern, Schrecklicher?“

„Nicht in deinem Sinne! Sieh', mein Herz bebt vor Freude, wenn ich sehe, wie der Haß gegen die Römer in seiner Seele größer wird. Der Knabe hat einen scharfen Verstand, ist mutig und wißbegierig; herrlich entfaltet sich sein Körper, und ich sehe die Stunde kommen, wo er allen eine Leuchte und ein Spiegel wird. Damit er nicht von römischen Schmeicheleien, von ihrem Gelde und von ihren Lüsten verdorben werde und die Hoffnung der Cherusker täusche, darum führe ich ihn hierher. Hier, am Heiligtume der Nation, will ich ihm seinen künftigen Beruf zeichnen, und damit er nie vergesse, was sein Volk von ihm fordert, soll er im Angesichte der Götter einen Schwur leisten.“

„War es nötig, darum eine so weite Reise zu machen? Konnte der Schwur nicht in unseren heimatlichen Wäldern geleistet werden?“

„Gewiß, Inguimer, aber ich habe ihm den Schwur unvergeßlich machen wollen, und darum geschieht es an einem fremden Orte; auch mußst du in Betracht ziehen, daß die Ara der Ubier der gemeinsame Altar aller Germanen ist, daß er hier also nicht einem einzelnen Stamm, sondern dem ganzen Volke schwört.“

Eben setzte der Vater zwei Finger an den Mund, um seinen Pfiff erschallen zu lassen, da trat Armin ein.

„Die Römer haben schöne Helme und Waffen,“ sagte er, „aber ich mag dennoch nicht bei ihnen sein, weil sie Feinde meines Vaterlandes sind.“

Sigimer nahm ihn bei der Hand und sprach: „Heute Nacht, wenn die Götter allein wachen, sollst du es ihnen schwören, daß du die Römer hassest und sie bis an das Ende deines Lebens verfolgen willst. Bist du dazu bereit?“

Seine Augen leuchteten und funkelten und er gab zur Antwort: „Wahrlich, ich bin bereit dazu, heute und immer!“

Der Priester holte jetzt noch einen anderen Knaben herbei, Sigmund, den Sohn des Cheruskerfürsten Segestes, mit dem Armin und Flavius oft gespielt hatten.

„Was macht Sigmund hier?“ fragte Armin.

„Er bereitet sich auf den Priesterstand vor,“ entgegnete Inguimer. „Bald hoffe ich, in den Teutoburger Wald zurückzukehren. Dann aber wird er in meine Stelle treten“

Sigmund war sehr freundlich und zuvorkommend gegen Armin und vertraute ihm im stillen an, daß er die Römer hasse und nicht gern in der Stadt sei, aber sein Vater habe es befohlen, und da dürfe er doch nicht widerstreben.

Flavius kehrte nicht von selbst zurück, weil er zu viel Gefallen an den Soldaten hatte; der Vater mußte ihm deshalb pfeifen. Der Hausherr und

die Gäste setzten sich zum Abendessen, und als dasselbe beendet war, wurden die Knaben zur Ruhe geschickt; die Männer aber blieben noch sitzen und sprachen viel und leidenschaftlich von den Völkerschaften auf dem rechten Rheinufer, besonders von denen, die zunächst am Strom saßen und so viel von den Römern zu leiden hatten.

„Gieb acht, mein Bruder,“ sagte Sigimer, „die Zeit ist nicht mehr allzu fern, wo die Germanen die ihnen angethane Schmach bitter rächen werden.“

„Möge dieser Tag sehr bald erscheinen,“ sprach der Priester. „Ich sehne mich nach demselben und wünsche nichts inniger, als meine Priesterbinde mit dem Schwerte zu vertauschen.“

Die Zeit rückte vor, Mitternacht war fast nahe; da erhob sich Sigimer und wünschte, daß sein Knabe zum Altar geführt werde.

„Mein Bruder,“ sprach der Priester, „es ist nicht recht, die Götter wegen eines Schwures zu behelligen; man muß ihnen auch Opfer bringen, da du aber keines bei dir hast, so werde ich den Fehler wieder gutmachen und morgen mein schönstes Pferd für dich zum Opfer führen.“

Sigimer nahm das Anerbieten gegen das Versprechen späterer Schadloshaltung an, und nun gingen sie, den Knaben zu wecken. Sein Vater berührte ihn nur leise an der Schulter, aber Armin erwachte sogleich und legte hurtig seine Kleider an.

Als dieses geschehen war, nahmen sie ihn bei der Hand und führten ihn durch die schweigende Nacht zu dem Altäre. Der Priester zündete eine kleine Lampe an und setzte dieselbe auf den Altar.

Jetzt nahm der Vater seines Sohnes Hand und sprach: „Die Römer und die Ubier schlafen; wir sind allein mit den Göttern und stehen vor ihrem Altare. Gedenke nun, mein Sohn, wie viel Unheil uns die Römer gebracht haben. Wir lebten ruhig und zufrieden und hatten volle Freiheit, zu wohnen, wo es uns beliebte, da kamen diese Länderräuber und verboten uns, über den Strom zu gehen. Nicht zufrieden damit, das linke Rheinufer an sich gerissen zu haben, wagen sie sich auch auf das rechte und verlangen von freien Leuten Steuern und Abgaben. Ja, sie haben noch mehr gethan, ihre Schwerter mit dem Blute der Reinen und Unschuldigen befleckt. Dieses wird sich in der Folge noch vermehren, und leider sehe ich die Zeit kommen, wo sich unsere eigenen Landsleute zu Schutz und Trutz mit ihnen verbinden. Nimmer soll das ungestraft geschehen, mein Sohn. Einer muß kommen, der unser Land von diesen Blutsaugern durch Klugheit und Tapferkeit befreit. Dazu haben die Götter dich ausersehen, darum sollst du



heute vor dem Altare der Ubier den Römern ewigen Haß schwören.“

Armin beugte sein Haupt bis auf die Stufen des Altares, dann erhob er seine Hand und leistete einen furchtbaren Schwur. Als das geschehen war, löschte der Priester das Licht, und die beiden Männer küßten Armin auf Stirn und Lippen; dann führten sie ihn von dem Heiligtume hinweg und brachten ihn wieder auf sein Lager, damit er den Rest der Nacht verschlafe; aber Armin schlief nicht, sondern gedachte die ganze Nacht seines Schwures und nahm sich vor, demselben treu nachzuleben. Seine Rache sollte beginnen, sobald er in den Stand der Männer aufgenommen sei und Kriegswaffen tragen dürfe. Flavius aber sollte von dem Schwure nichts wissen, da man ihm weder die Klugheit, noch den Willen zutraute, eine so wichtige und gefährliche Thatsache zu verschweigen.

Am folgenden Tage trat Sigimer mit seinen Knaben den Rückweg an; sie mußten sich sputen, um nicht mitten in den erwarteten Kampf zu kommen. Kaum hatten sie das Gebiet der Tenchterer (in der Gegend der heutigen Stadt Düsseldorf) erreicht, so merkten sie, daß etwas Außergewöhnliches in den Wäldern vor sich ging. Die Gesichter der Greise und Weiber in den Dörfern waren bei der ersten Hierherkunft ernst und gar traurig gewesen. Jetzt aber waren sie fröhlich und lachten.

„Was ist geschehen?“ fragte Sigimer.

Da nahte sich ihm ein Greis mit silberweißem Barte und flüsterte ihm zu: „Mein Freund, die römischen Steuerexekutoren, die Centurionen, wie sie genannt werden, sind heute in die Hände der Tenchterer gefallen und sollen nach Verdienst gerichtet werden.“

Erwartungsvoll zogen sie weiter und gelangten an eine Stelle, wo eine große Menge Krieger versammelt waren. In ihrer Mitte befanden sich zwanzig der verhaßten Centurionen,<sup>3</sup> über welche eben Gericht gehalten wurde. Die Elenden hatten wohl den Mut gehabt, die Leute ihrer Ernten und ihres Viehes zu berauben, aber jetzt fehlte ihnen derselbe zum Sterben. Sie schrieten wie Verzweifelte und flehten mit aufgehobenen Händen, sie doch nicht zu töten, sondern sie lieber zu Sklaven zu machen.

„Nein,“ sagten die Richter, „ihr habt den Tod verdient. Die Qual der Menschen ist immer eure liebste Beschäftigung gewesen, darum macht euch zum Sterben bereit.“

Während sie weinten und wehklagten, errichteten die germanischen Streiter rohgezimmerte Kreuze von Holz, die sie in einem großen Kreise in den Boden steckten. An diesen Kreuzen soll-

ten die Centurionen eines schimpflichen Todes sterben. Die Männer hatten vorher eine Volksversammlung gehalten und sich weitläufig über die Todesart dieser Blutegel beraten. Wenn sie Kriegsgefangene machten, so pflegten sie diese auf ihren Altären den Göttern zu opfern oder sie als Sklaven zu gebrauchen, aber weder das eine, noch das andere war ihnen für diese Blutsauger schimpflich genug. Sie sollten eines Todes sterben, dem die Schande schon äußerlich angeheftet war.

Durch das Jammern und Wehklagen der Centurionen wurden sie in ihrem Entschlusse noch mehr bestärkt, denn wie bei allen wilden und halbwildem Völkerstämmen war ihnen nichts mehr verhaßt, als ein unmännliches Betragen.

Die Hinrichtung der Centurionen (16 v. Chr.) sollte ein Schauspiel für das ganze Volk werden; man wollte demselben zeigen, wie mit solchen verächtlichen Feinden umzugehen sei, und zugleich ein Beispiel und einen Sporn für die Zukunft geben.

In unübersehbaren Scharen rückten jetzt von allen Seiten des Waldes die streitbaren Sigambrier, Usipeter und Tenchterer heran und stellten sich in einem weiten Kreise auf. Sie waren schrecklich anzusehen, denn eines jeden Haupt war mit dem Kopfe eines wilden Tieres geschmückt. An ihrer Seite hingen die großen Hörner des Urs oder anderer Stiere, in welche sie zuweilen bliesen und wahrhaft schreckliche Töne hervorriefen, so daß es an den breiten Stämmen der Eichen und Buchen schauerlich wiederhallte.

Näher um die Gefangenen standen die Weiber, Kinder und Greise, damit ihnen nichts von der Hinrichtung entging.

Jetzt wurde mit dem größten der Hörner ein Zeichen gegeben und sofort stürzten die Urteilsvollstrecker vor, ergriffen die Centurionen und schleppten sie zu den Kreuzen, an welche sie mit Stricken festgebunden wurden.

Auf ein ferneres Zeichen erhoben die Schergen ihre Lanzen und stießen dieselben den kläglich heulenden in die Brust. Einige der Henker töteten die Opfer schnell, indem sie ihnen die Lanzen direkt ins Herz stießen, andere aber hatten ihre Freude daran, daß sie nur langsam zu Tode kamen und verwundeten sie deshalb an ungefährlichen Körperstellen. Der eine nach dem anderen gab indessen den Geist auf und endlich waren sie alle gestorben.

Die Hinrichtung der Centurionen konnte den Römern natürlich nicht lange verborgen bleiben. Wenn die Abgabenbüttel in den nächsten Tagen nicht mit den Steuern heimkehrten, so lag es auf der Hand, daß ihnen und den sie begleitenden Soldaten ein Unglück zugestoßen sei; deshalb war auf dem Beratungsplatze im dichten Walde schon vorher ein Einfall über den Rhein und

<sup>3</sup>Peucker 3, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. S. Guggenheim I, 10. – August Schierenberg, Die Römer im Cheruskerlande. Frankf. a. M. 1863. Seite 2.

in das gallische Römergebiet beschlossen worden. Noch einmal wurde dieser Kampf dem Volke verkündet; dann schwangen sich die Tenchterer, die besten und verwegensten Reiter aller germanischen Stämme, auf ihre unansehnlichen, aber ausdauernden Rosse und sprengten davon, um die Männer zu entbieten, die während ihres Kriegszuges das rechte Stromufer bewachen sollten. Die übrigen wälzten sich mit wildem Kriegsgeschrei dem Rheine zu, während Sigimer mit seinen Söhnen dem Teutoburger Walde zuschritt.

Der habgierige und unersättliche Lollius hielt sich damals in der Stadt der Ubier auf und dachte in seinem Stolze nicht daran, daß die Germanen es wagen würden, seine Centurionen zu ergreifen. Er traute diesen Barbaren weder Vaterlandsliebe noch Tapferkeit zu und war des Glaubens, daß eine Handvoll seiner Soldaten genügte, um einen ganzen Gau wie mit eisernen Ketten niederzuhalten. Schrecklich wurde er belehrt, denn als er am wenigsten daran dachte, tönte das furchtbare Schlachtgeschrei der Tenchterer, Usipeter und Sigambrer an sein Ohr. In der Eile raffte er seine Legionen zusammen, zog ihnen entgegen und suchte sie durch seine größere Kriegskunst zu schlagen, aber er hatte sich in den Germanen verrechnet. Sie trieben ihn in die Flucht, jagten ihn wie ein gehetztes Wild vor sich her und verwüsteten einen großen Teil Galliens, und als es endlich zu einer offenen Feldschlacht kam, da unterlag er, und die Barbaren trugen nicht allein den Sieg davon, sondern erbeuteten auch den Adler der fünften Legion.<sup>4</sup> Das war der erste römische Adler, welcher den Germanen in die Hände fiel. Als sie das Land genugsam verheert hatten, schickten die Germanen den Adler über den Rhein und ließen denselben in einem Walde verbergen.

Sigimer kam auf seiner Rundreise im Cheruskerlande auch zu Segestes. Sein Sohn Armin, den er stets gern an seiner Seite hatte, begleitete ihn, aber seiner Jugend wegen durfte er nicht bei den Männern erscheinen, sondern mußte sich's gefallen lassen, im Familienkreise des Segestes zu verweilen. Der Fürst war überhaupt auf den Knaben nicht wohl zu sprechen. In seinen glänzenden Blicken, in seinem hohen Mute und seinem früh gereiften Verstande lag für ihn etwas höchst Unangenehmes. Er sah voraus, daß der Knabe sich bald hervorthun und ihn verdunkeln, vielleicht gar die Herrschaft an sich reißen würde. Desto besser aber gefiel er seiner Gattin und seiner Tochter Thusnelda. Neidlos schätzten sie seine großen Vorzüge, und was der Vater fürchtete, das hofften sie gerade; und sie standen in diesen Hoffnungen nicht allein, dieselben wurden von den Besten des Stammes geteilt.

<sup>4</sup>Peucker III, 193.

Während die Männer beim Schmaus und politischen Gesprächen saßen, schritten Armin und Thusnelda im Walde umher, und der Knabe legte so große Proben von Kraft und Mut ab, daß das Mädchen mit steigender Bewunderung zu ihm emporschaute.

Der Fürst Segestes hörte die Schilderungen Sigimers mit finsterem Gesichte an und war keineswegs von den Angriffen der verbündeten Stämme erbaut. „Sie haben eine Legion<sup>5</sup> niedergemacht und einen Adler erbeutet,“ sagte er, „aber ich fürchte, dem gerupften Adler werden die Flügel wieder wachsen, und es wird eine Zeit kommen, wo er mit seinen gewaltigen Fittigen auch über das Cheruskerland daherfliegt und es mit seinen scharfen Klauen verwüstet. Die Römer beherrschen den Erdkreis, und wenn eine ihrer Legionen geschlagen ist, so schaffen sie zwei andere. Wir würden besser thun, uns mit ihnen zu vertragen, denn für die Dauer werden wir doch nicht imstande sein, ihnen zu widerstehen. Es wird uns dasselbe Los werden, wie den Galliern, die aus freien Männern zu Sklaven herabgesunken sind.“

Ungern wurde diese Rede gehört, denn sie zeugte von einem niedrigen Gemüte, und, wie Sigimer im stillen meinte, von einem feigen Charakter. Entrüstet nahm er seinen Knaben an die Hand und wanderte von dannen, fest entschlossen, auf diesen Römerfreund nicht zu bauen.

Auf dem Wege begegneten ihnen Reiter, die mit der Frame und bunten Schilden bewaffnet waren. Die meisten ritten mit unbedecktem Haupte daher oder hatten es mit einem Tierkopfe geziert. Nur wenige trugen Panzer, Helme oder Sturmhauben.<sup>6</sup> Auch bewaffnete Fußgänger begegneten ihnen. Sigimer hielt an und fragte, wohin sie gingen.

„Hast du nicht gehört, daß unsere Nachbarn mit den Römern im Kriege liegen?“ fragten sie. „Sollen denn Schild und Frame rostig werden, indessen sie Ruhm und Beute ernten?“

„Recht so,“ antwortete Sigimer. „Die Römer zwingen uns, daß der eine Stamm für den anderen einsteht. Es wäre nur zu wünschen, daß sich alle Germanen vereinigten und gemeinsam gegen den allgemeinen Feind vorgingen. Sicher würde er unseren vereinigten Kräften nicht widerstehen.“

Sie gingen weiter und kamen an großen Viehherden vorüber, die von halbnackten Männern gehütet wurden. Um die Mittagszeit gelangten sie an ein mit einem breiten Wassergraben umgebenes Haus. Da sie Hunger hatten, so kehrten sie ein und teilten mit dem Bewohner das Mahl, welches aus Feldobst, Wild und geronne-

<sup>5</sup>Schierenberg, Seite 3.

<sup>6</sup>Tacitus, Germ. 6.

ner Milch bestand.<sup>7</sup> Der Mann war ein Freier und Besitzer eines Hofes. Ein Nachbar, ebenfalls ein freier Mann und Hofbesitzer, trat jetzt ein und forderte zum Würfeln auf. Anfangs machten sie Einsätze in Gold. Es waren geränderte oder gezackte Münzen, die sie durch den Handel von den Römern erhalten, aber dieser Münzen waren nur wenige und sie befanden sich bald im Besitze des Gastfreundes. Gold konnte der Gegner nicht mehr finden; dennoch wollte er weiter spielen, deshalb setzte er seine Rinder ein. Mit wenigen Würfeln hatte er sie verloren, denselben Weg gingen die Pferde und die Waffen und zuletzt blieb ihm nichts mehr übrig. „Hätte, ich ein Weib und Kinder,“ sagte er, „so würde ich diese einsetzen, aber jetzt bleibt mir nur meine eigene Person. Ich setze sie gegen mein verlorenes Eigentum.“

Der Gegner nahm den Satz an, und als die Würfel fielen hatte er den Nachbar gewonnen.

„Dein ganzes Hab und Gut gehört nun mir,“ sagte der Gewinner, „und du selbst bist mein Sklave, aber ich werde dich nicht behalten, sondern verkaufen, denn es ist meiner nicht würdig, einen gewonnenen Sklaven zu halten.“

Der Verspielte fand das ganz in der Ordnung, nur bat er, ihn nicht den Römern zu verkaufen.

„Das soll nicht geschehen, aber wenn Fürst Sigimer dich kaufen will, so will ich dich gegen ein edles Roß ablassen.“

„Ich habe mehr Sklaven, als ich brauchen kann,“ antwortete Sigimer.

„Kaufe ihn dennoch,“ bat Armin. „Elwin ist ein braver Mann und wird unsere Äcker bauen.“

„Deinetwegen denn,“ antwortete der Vater, und zu Elwin und dem Gewinner gewendet, sprach er: „Geht voraus zu meinem Hause und laßt euch mein bestes Roß geben. Elwin aber soll sich sofort daran geben, sich auf einer Ackerstelle, die ihm behagt, eine Hütte zu erbauen.“

Die beiden Männer gingen hinweg und Elwin dachte nicht im entferntesten daran, sich durch die Flucht der Sklaverei zu entziehen. —

Um diese Zeit herrschte über das ungeheure Römerreich der Kaiser Augustus, dessen Palast zu Rom auf dem palatinischen Hügel, zwischen prachtvollen Tempeln und Säulenhallen stand. Ganz Rom wallfahrtete zu diesem berühmten Hause und die Dichter<sup>8</sup> Ovid, Virgil und Horaz gingen in demselben als hochgeschätzte Freunde aus und ein; auch Titus Livius, der berühmte Geschichtsschreiber, war sein Freund und verkehrte viel auf dem Palatin.

Gerade als Augustus auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt war und alle Völker ihm huldigten, kam vom Rhein die Nachricht nach Rom, daß Lollius, der Oberbefehlshaber am

Rheine, durch einen Überfall der Germanen eine ganze Legion und, was nicht weniger schmerzhaft, einen Adler verloren habe. Die Bestürzung bei dieser Nachricht war um so größer, weil Lollius sich in seinen Berichten auf das hohe Pferd gesetzt und die Germanen wie eine widerstandslose rohe Horde geschildert hatte. Seine Berichte hatten die Hoffnung geweckt, daß auch die Völker auf dem rechten Rheinufer nun bald an Augustus' Siegeswagen ziehen würden. Kein Wunder also, daß die Hiobspost wie ein unerwarteter Blitz über Rom dahinfuhr.

Der Schrecken war so groß, daß der Kaiser Augustus für notwendig hielt, selbst an den Rhein zu gehen und sich über die Lage der Dinge genau zu unterrichten. Sofort machte er sich auf die Reise und untersuchte den ganzen Rheinstrom entlang die Verhältnisse. Sein scharfer Blick zeigte ihm, daß Julius Cäsar in verhältnismäßig kurzer Zeit ungeheure Landstriche unter römische Botmäßigkeit gebracht hatte, aber er erkannte auch, daß das Reich niemals zur Ruhe kommen werde, wenn die Germanen nicht besiegt würden. Ehe aber an die Unterjochung gedacht werden konnte, mußte eine Sicherstellung der Rheinufer vorgenommen werden. Als günstigsten Punkt für die Einfälle in Germanien erkannte er Vetera, das heutige Xanten.<sup>9</sup> Er traf also die Bestimmung, daß künftig alle Operationen gegen die Germanen von Xanten aus stattfinden sollten.

Nach Rom zurückgekehrt, gab er seinem Stiefsohne Drusus den Auftrag, die germanischen Völker dem römischen Scepter zu erobern, während sein Bruder Tiberius sich nach der Donau begeben sollte. In aller Stille kam Drusus im Jahre 12 v. Chr. an den Rhein und zwar zunächst nach Vetera (Xanten), um sich zu vergewissern, ob dieser Punkt wirklich geeignet sei, um von hier aus Germanien zu erobern. Er fand, daß sein Stiefvater sehr richtig gesehen hatte, und nahm sich vor, seinen Anweisungen Folge zu leisten.

Doch kehren wir zur Burg des Sigimer zurück. Auf Verlangen des jungen Armin erhielt der zum Sklaven gewordene Elwin eine verhältnismäßig leichte und ehrenvolle Beschäftigung, denn es wurde ihm die Aufgabe, die Rinder und Pferde des Sigimer auf die Weide zu treiben. Der Knabe fand an dem Hirten Gefallen, und da er die Erlaubnis hatte, frei in den Wäldern umherzustreifen, so leistete er ihm häufig Gesellschaft, dann und wann mit seinem Bogen ein kleineres Wild erlegend, in den Bächen umher schwimmend oder auf die Bäume kletternd. Die Weiden lagen nicht weit von der Burg des Segetes entfernt, und so kam es, daß er häufig mit der kleinen Thusnelda zusammentraf oder auch

<sup>7</sup>Tacitus, Germ. 23.

<sup>8</sup>Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom I, 233.

<sup>9</sup>Schierenberg, Seite 3.

wohl auf ihre Burg hinaufging. Ihr Vater Sege-  
stes sah den Knaben nicht gern, aber Thusnelda  
ließ nicht so leicht eine Gelegenheit vorüberge-  
hen, wo sie mit ihm zusammentreffen und um-  
herschweifen konnte, denn beide halten gleiche  
Neigungen und einen hohen, edeln Geist.

Eines Tages saß Armin mit Elwin auf der Wei-  
de; der Sklave erzählte ihm allerlei Geschich-  
ten von den Thaten der Voreltern und von den  
Schlachten, welche sie geschlagen, um ihre Frei-  
heit zu erhalten. „Du und ihr alle sprecht viel  
von der Freiheit,“ sagte der Knabe, „und den-  
noch bist du thöricht genug gewesen, die dei-  
nige im Spiele zu verlieren. Hättest du nicht  
gewürfelt, so wärest du heute noch ein frei-  
er Mann und säßest wohlbehalten auf deinen  
Äckern.“

„Du sprichst die Wahrheit,“ antwortete El-  
win, „aber die Spielsucht ist einmal eine Leiden-  
schaft, der nur wenige Männer widerstehen, und  
es giebt eine Menge Sklaven im Cheruskerlande,  
welche durch die Würfel Hab und Gut und ih-  
re eigene Person verloren haben. Nimm du ein  
Beispiel an mir und wahre stets deine Freiheit.“

„Ich werde es thun, und wenn ich größer und  
ein Fürst geworden bin, will ich auch nicht mehr  
dulden, daß es so viele Sklaven giebt.“

„Sklaven muß es geben, mein Sohn, denn die  
Weiber allein sind zu schwach, alle die Arbeiten  
zu verrichten, die eines freien Mannes unwürdig  
sind. Die Männer gehen auf die Jagd und in  
den Krieg, den Weibern liegt die gesamte Haus-  
und Feldarbeit ob, aber da sie nicht alles thun  
können, so machen wir diejenigen Gefangenen,  
die wir nicht den Göttern schlachten, zu Sklaven.  
Viele von ihnen kennen den Ackerbau, andere  
sind Meister in verschiedenen Handwerken und  
verstehen es, Waffen, Ackergeräte und Kleider  
anzufertigen. Du siehst also, daß Sklaven da sein  
müssen. Die Usipeter, Sigambrer und Tenchte-  
rer haben auf ihren Zügen über den Rhein große  
Scharen von Römern gefangen genommen und  
sie zu Sklaven gemacht. Man sieht derer in ihren  
Dörfern übergenug, und mancher, der in Rom in  
einem goldenen Palaste wohnte, muß nun hinter  
dem Pfluge gehen, oder im Schweiß des Ange-  
sichtes ein Handwerk treiben.“

„Die Feinde mag man zu Sklaven machen,“  
antwortete Armin, „aber nicht die freien Leute.  
Wenn ich groß geworden bin, dann lasse ich dich  
frei und gebe dir die Äcker und Wiesen.“

„O wärest du schon groß!“ sagte Elwin, und  
es trat ihm recht lebhaft vor die Augen, wie  
thöricht er mit seiner Freiheit umgegangen war.  
Er hätte freilich entfliehen können, denn nie-  
mand beaufsichtigte ihn, aber das wäre eine ehr-  
lose Handlung gewesen; auch liebte er, wie al-  
le Germanen, zu sehr seine Heimat<sup>10</sup> um die-

<sup>10</sup>Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand (Druck: He-

selbe zu verlassen. Die Germanen waren aller-  
dings immer bereit, in Gallien<sup>11</sup> einzufallen und  
dort neue Wohnsitze zu suchen, aber solange der  
Kriegstrieb schwieg, hingen sie mit rührender  
Liebe an ihren Äckern, Weiden und Wäldern.

Armin verließ den Hirten und wandelte der  
väterlichen Burg zu, denn der Abend nahte  
schon und in den Wäldern ertönte das Heulen  
der Wölfe, die auf Raub ausgingen. Vorsichtig  
hielt er seinen Bogen gespannt und hatte den  
Pfeil vor der Sehne liegen. Wie ein Mann, der  
sich seiner Kraft bewußt ist, ging er furchtlos  
seines Weges und horchte auf das Gebrüll der  
furchtbaren Auerochsen und auf das Geröhre  
der riesigen Hirsche, welche zu den Quellen tra-  
ben oder von denselben zurückkehrten. Zuwei-  
len ließ sich zwischen dem niederen Holze ein  
wühlender Eber sehen, und ein großer wild-  
blickender Auerochse kam über den Pfad. Das  
Tier betrachtete den Kleinen, der schon mit dem  
Bogen bereit stand, mit prüfenden Blicken, aber  
der Knabe mochte ihm nicht als ein würdiger  
Feind erscheinen, denn brüllend ging er vorüber  
und griff im dichten Walde einen Kameraden an,  
der sich in sein Gebiet gewagt hatte.

### III

Als Armin nach Hause kam, fand er um die  
Herdflamme eine Anzahl von Nachbarn versam-  
melt. Der Metkrug ging von Hand zu Hand und  
die Stimmung war eine sehr belebte. Der Kna-  
be setzte sich in einen Winkel, wo er von den  
Männern nicht beachtet wurde, aber er lauschte  
auf jedes Wort. Da erscholl draußen das laute  
Gebell der frei umherlaufenden Hunde und ein  
riesengroßer Mann trat ein.

„Gebt mir Speise, Trank und Herberge,“ sagte  
er.

Sigimer wies auf einen leeren Holzklotz am  
Herde und reichte ihm den Metkrug. „Von wan-  
nen kommst du?“ fragte er.

„Ich komme vom Rhein, wo sich bald große  
Dinge begeben werden.“

Die Männer erhoben ihre Häupter und frag-  
ten, welche Dinge das seien.

„Der Kaiser Augustus hat einen neuen Feld-  
herrn, seinen eigenen Stiefsohn Drusus, an den  
Rhein geschickt, um Germanien den römischen  
Adlern zu unterwerfen. Zu Vetera sitzt er auf  
dem Berge in seinem Lager und sammelt seine  
Legionen um sich. Unübersehbar sind die Scha-

liod) 32.

<sup>11</sup>Tacitus, Geschichtsbücher IV, 73: Dieselbe Ursache,  
nach Gallien herüberzukommen, werden die Germa-  
nen immerfort haben, Lüsternheit, Habsucht und  
Hang nach verändertem Wohnplatze, um, nach Ver-  
lassung ihrer Sümpfe und Einöden, diesen so frucht-  
baren Boden und euch selbst zu besitzen.

ren, welche zu Schiffe und zu Lande ankommen. Ich habe sie gesehen; sie glänzen von Metall und bunten Farben, und sie sprechen die Absicht aus, ganz Germanien zu erobern, wie einst Cäsar Gallien. Über kurz oder lang werdet ihr den Krieg haben, darum ist es geraten, daß ihr euch bei Zeiten vorseht und euere Waffen vervollständigt.“

„Führst du Waffen mit dir?“ fragte Sigimer.

„Sechs Wagen voll, und ich bin gekommen, sie gegen euere Handelsartikel zu vertauschen; auch könnt ihr römisches Geld haben; es ist bequem aufzuheben und mit Geld kann man andere Dinge erwerben.“

„Laß uns deine Waffen sehen!“ sprach Sigimer.

Der Händler ging hinaus und kam mit einer Anzahl Sklaven zurück, welche große Bündel von Framen, Schwertern und Bogen auf den Schultern trugen.

Die meisten der Männer waren noch mit Framen versehen, aber viele besaßen keine Schwerter; auch gelüstete es einigen, Helme und Panzer zu besitzen.

Sigimer kaufte eine große Menge der Waffen und versprach dagegen das Haar feiner Sklaven, Gänse, Schinken und Vieh. Morgen sollte er seine Auswahl treffen. Auch die übrigen Männer kauften, was sie notwendig hatten, dann setzten sie das Zechgelage fort und hörten nicht auf, bis sie berauscht waren und schnarchend um den Herd lagen.

Am folgenden Morgen gebot Sigimer, daß seine Sklaven und Sklavinnen auf die Burg kämen. Sie beeilten sich, dem Befehle zu gehorchen. Mit langem, wehendem Haare kamen sie, mit kahlen Köpfen gingen sie wieder von dannen, um die Gänse zu fangen und das Vieh herbeizuführen.

Am Nachmittage desselben Tages sprach Sigimer zu seinen Söhnen: „Mich gelüstet, nach Vetera zu gehen, um diesen Drusus und sein Kriegsheer kennen zu lernen. Wollt ihr mich begleiten?“

Beide waren sogleich bereit. Die Mutter warnte: „Lauf dem Bären nicht in den Rachen. Wenn er erfährt, daß du ein Fürst der Cherusker bist, so wird er dich und meine Knaben töten.“

„Ängstige dich nicht,“ antwortete Sigimer, „ich werde klug und vorsichtig sein, und auch unsere Knaben werden uns nicht verraten.“

„So geht denn in Odins Namen, aber denkt an meine Warnung!“

Sigimer hütete sich wohl, seine Absicht jemand mitzuteilen, denn er wußte sehr wohl, daß es auch diesseits des Rheins nicht an Römerfreunden fehlte, die ihn vielleicht verraten und verkauft hätten. Ihm kam es darauf an, sich von der Größe der Gefahr zu unterrichten und, wenn es nötig war, bei seiner Heimkehr Vor-

richtungen zu treffen; auch nahm er gern jede Gelegenheit wahr, um seine Kinder an den Anblick der Römer zu gewöhnen. Je näher sie dem Rheine kamen, desto mehr hörten sie von den großen Scharen der angekommenen Römer und von der Thätigkeit ihres Feldherrn. Die Tenchterer, durch deren Gebiet sie kamen, befanden sich in großer Aufregung, denn es hieß, Drusus könne es nicht vergessen, daß sie im Vereine mit den Usipetern und Sigambjern den Lollius geschlagen, und er habe die Absicht, den erbeuteten Adler wieder zu holen.

Langsam waren ihre Tagemärsche, denn Sigimer horchte überall auf das, was von den Römern gesprochen wurde. Die Urteile lauteten sehr verschieden. Einige sagten: Julius Cäsar hat acht Jahre<sup>12</sup> gebraucht, um die Gallier auf der linken Rheinseite zu unterwerfen, die doppelte Zeit wird für die Germanen nicht genügen. Andere schüttelten stolz die Köpfe und behaupteten, er werde gar nichts ausrichten, denn Gallier und Germanen seien sehr verschieden, und die letzteren wahrlich nicht die Leute, die sich von den Römern schlagen ließen.

Endlich hatten sie das rechte Rheinufer erreicht und sahen gegenüber auf dem heutigen Fürstenberg die Mauern des großen Lagers, welches Augustus wähend seiner dreijährigen Anwesenheit am Rheine errichtet hatte, sowie die großen Kasernen und anderen Gebäulichkeiten, welche innerhalb der starken Mauern lagen. Jetzt weilte Drusus in diesem Lager, welches von Soldaten und Beamten wimmelte; auch unterhalb des Berges in der Ebene lagen Soldaten, denn Drusus hatte nicht weniger als acht Legionen zur Verfügung, mit denen er dem Rheine und den Germanen Fesseln anlegen wollte.

Sigimer trat mit seinen Knaben in die Hütte eines Fischers, welcher dicht am Strande in einem Weidengebüsch wohnte. „Mein Freund,“ sprach er zu diesem, „ich habe jenseits des Rheins notwendige Geschäfte, aber ich fürchte, daß mich die Römer ergreifen und töten werden. Leihe mir und meinen Knaben Kleider, daß wir wie Fischer aussehen und ungefährdet in das Lager und wieder hinaus kommen.“

„Ich will dir zu Willen sein,“ entgegnete der Fischer, „aber sieh' dich wohl vor, denn die Römer sind mißtrauisch und sehen in allen, die auf das jenseitige Ufer kommen, Spione.“

Nachdem sie die Kleider gewechselt hatten, bestiegen sie des Fischers Kahn, und dieser führte sie bis mitten in den Strom.

„Wirf dein Netz aus,“ sprach Sigimer, „und fange mir einige Fische, ich will dir den Fang bezahlen.“

<sup>12</sup>Dr. Jakob Schneider, Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. Erste Folge, S. 22. Düsseldorf 1860

Der Fischer that nach seinem Wunsche und fing einen Salm von so ungewöhnlicher Größe, daß er selbst darüber erstaunte. Sigimer gab ihm dafür ein römisches Silberstück und als sie auf dem rechten Ufer angekommen waren, sprach er: „Morgen um dieselbe Stunde erscheine hier mit deinem Kahne und hole uns zurück; ich werde dich dafür belohnen.“

Als sie vom tiefliegenden Wasser auf das Ufer traten, wurden sie sogleich von Soldaten angehalten, welche sie fragten, was sie auf dem rechten Ufer zu suchen hätten.

„Ich suche eueren Feldherrn,“ gab Sigimer erschrocken zur Antwort, „denn ich bin gekommen, um ihm diesen prächtigen Fisch, der seinesgleichen nicht im Rheinstrome hat, auf die Tafel zu bringen.“

Die Soldaten hatten gemessenen Befehl, Leute, welche vom anderen Ufer kamen, genau im Auge zu behalten und ihnen auf keinen Fall freies Umherschweifen zu erlauben, aber es war ihnen auch eine freundliche Behandlung zur Pflicht gemacht, da Drusus die Germanen nicht unnötigerweise erbittern wollte. Er hielt damals noch dafür, daß er vielleicht imstande sein werde, Bündnisse mit ihnen aufzurichten und auf leichte Weise zu erlangen, was ihm durch Kriege erschwert wurde.

Der Soldat rief einen Kameraden herbei und gab ihm den Auftrag, den Fischer zu führen. Auf dem Wege zu dem Lagerberge Castra Vetera, der heute den Namen Fürstenberg trägt, kamen sie durch ausgedehnte Zeltreihen, in denen Scharen von Soldaten beschäftigt waren, ihre Waffen zu reinigen. Sie sangen Lieder in römischer Sprache und schauten mit zornigen Blicken zu Sigimer hinüber, aber da er sich in Begleitung eines Soldaten befand, so wagten sie nicht, ihn zu beschimpfen.

Sigimer wandte sich einen Augenblick um und schaute nach der Uferstelle hin, die gewöhnlich von den Tenchterer, Usipetern und Bructerern benutzt wurde,<sup>13</sup> um von der Lippe her über den Rhein zu setzen. Er konnte nicht umhin, dem Augustus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er gerade an dieser Stelle das Kastell errichtet hatte, welches sich auf dem steilen Berge erhob.

Der Soldat aber führte sie nicht den steilen Abhang hinauf, sondern an den Wällen in der Ebene vorbei. Hier stand ein Thor offen, in welches sie eintraten. Die Befestigungen zogen sich aus der Ebene schräg den Berg hinauf; überall sahen sie Türme, Wälle, Soldaten, denn innerhalb der Mauern lagen die fünfte und einund-

zwanzigste Legion.

Der Weg wurde steiler, und sie erreichten nach einiger Zeit die Spitze des Berges, welche noch mit besonderen Mauern eingeschlossen war. Durch eine enge Pforte, die von einem Soldaten bewacht wurde, traten sie in ein Viereck, in welchem große Gebäude aus festen Quadersteinen errichtet waren.

Nachdem der begleitende Soldat gemeldet, daß die Fischer dem Feldherrn ein Geschenk überreichen wollten, entfernte er sich, und sie wurden angewiesen, zu warten. Sigimer begab sich an die Mauerbrüstung, schaute hinab über den Rhein und die Lippe und meinte bei sich, es werde den Germanen schwer werden, hier abermals einen Übergang ins Werk zu richten, dagegen seien die Römer durch dieses Kastell Herren der Lippe und wenn sie es gut anfangen, so könnten sie an den Ufern derselben bis zum Lande der Cherusker dringen.

Es blieb ihm aber nicht lange Zeit zu Beobachtungen; ein Soldat klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Der Feldherr ist bereit, dich zu empfangen.“

Sigimer trat mit seinen Knaben in das Haus; es war das erstemal, das; er sich in einer römischen Wohnung befand. Der Unterschied zwischen derselben und seiner Burg war so groß, daß er sich nicht zu fassen wußte; sein Erstaunen wuchs noch mehr, als er durch mehrere Zimmer mit prächtigen Mosaikböden geführt wurde, die mit den feinsten Möbeln ausgestattet waren.

Jetzt erschien Drusus, ein Mann mit verständigem Gesichte und von hoher Bildung.

Sigimer überreichte ihm sein Geschenk und Drusus nahm es lächelnd an. „Wie soll ich es aber deuten?“ fragte er, „daß ein Germane zu mir kommt und mir ein Geschenk bringt? Du bist kein Fischer und treibst überhaupt kein niedriges Gewerbe; du bist also wohl nicht in der Absicht gekommen, mich zu beschenken, sondern du, verfolgst einen anderen Zweck, den du verbergen willst.“

Sigimer errötete, daß er so schnell durchschaut war, und er zweifelte nicht, daß man ihm den Kopf abschlagen würde, wenn er erführe, daß er ein Cheruskerfürst sei.

„Du änderst deine Farbe,“ antwortete Drusus, „Beweis genug, daß ich das Richtige getroffen habe. Die Römer sagen, dem Germanen sei das Lügen unbekannt, wohlan, so sage mir, ob du nicht gekommen bist, auszuspionieren, wie ihr mein Lager am besten überfallen könnt.“

„Ja, ich bin ein Germane,“ antwortete Sigimer, „aber du irrst in deinen Voraussetzungen. Mich hat die Neugierde getrieben, deine Einrichtungen zu sehen, auch habe ich daran gedacht, deine Stärke kennen zu lernen, denn man sagt, du wolltest ganz Germanien unter Rom brin-

<sup>13</sup>J. Mooren, Altertümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung, in J. P. Spenraths Geschichtsforscher und Bewahrer der Altertümer am Niederrhein, Seite 2, Crefeld 1837.

gen. Da ist es wohl verzeihlich, zu sehen, ob deine Macht so groß ist, daß wir uns nicht wehren können. An einen Überfall aber habe ich nicht gedacht und ich konnte nicht daran denken, da mein Stamm nicht mit denen verbündet ist, die mit den Römern im Kriege gelegen haben.“

„Und wer bist du, wie ist dein Name?“

„Meinen Namen sollst du nicht erfahren, denn meine Landsleute würden mich verachten, wenn sie hörten, daß ich heimlich bei dir gewesen, du magst aber wissen, daß ich ein germanischer Fürst bin.“

Drusus verbeugte sich und antwortete: „Ich hatte es vermutet, aber ich begreife deine Tollkühnheit nicht. Du befindest dich wehrlos in meinen Händen und es hängt nur von mir ab, ob du sterben oder leben sollst.“

„Wenn du den Tod über mich verhängtest, so würdest du eine unerhörte That begehen; ich traue dir eine so unedle Handlung nicht zu.“

Armin hatte nur aus den Mienen der beiden Männer abnehmen können, um was es sich hier handelte; jetzt stellte er sich mit strahlenden Augen vor seinen Vater und nahm eine drohende Haltung an.

Drusus mußte unwillkürlich lächeln. „Wenn die Götter diesem Knaben ein langes Leben verleihen,“ dachte er, „so kann die Zeit kommen, wo er den Römern zu schaffen macht.“

An Sigimer gewendet, fuhr er fort: „Du bist gekommen, um dich von meiner Stärke zu überzeugen. Es soll dir volle Befriedigung werden, aber ich nehme dir das Versprechen ab, daß du niemand verrätst, was du gesehen.“

„Hier ist mein Handschlag; er ist heiliger als ein Eid!“

Drusus ließ einen Offizier kommen und gab ihm den Auftrag, seinen Gast überall hinzuführen und ihm seine Macht zu zeigen.

Der Offizier verneigte sich und führte ihn in die Kasernen, zu den Zelten, den Waffen- und Lebensmittelvorräten, zeigte ihm die Menge von Schlachtrufen und Rüstungen und was sonst zum Kriegshandwerke gehörte. Dann zeigte er ihm auch den Platz, wo unaufhörlich Schiffe gebaut wurden. Erst am Abend kam er auf das Kastell zurück.

„Nicht wahr,“ sagte Drusus, „du hast dich davon überzeugt, daß meine Macht unbezwinglich ist.“

„So lange du in deiner Burg bleibst, allerdings,“ antwortete Sigimer, „denn meine Landsleute sind auf das Ersteigen von Mauern nicht geübt, und euere Waffen übertreffen die unsrigen an Stärke und Zweckmäßigkeit; aber in unseren Bergen ist der Vorteil des Bodens mit uns, und die Liebe zur Freiheit gleicht die Zahl der Streiter und die Überlegenheit der Waffen aus. Begnüge dich mit Gallien, Germanien kann dir

nur Verderben bringen.“

„Du sprichst für dein Land und ich für das meinige. Wer recht hat, das müssen die Schlachten beweisen, dem zweifelhaften Ausgange aber läßt sich vorbeugen, wenn wir Bündnisse machen und Blut sparen. Du nüttest dir und mir, wenn du deinen Stammesgenossen das begreiflich machst.“

„Bündnisse mit den Römern führen zur Abhängigkeit von ihnen; auch könnte erst die Rede davon sein, wenn du auf dem rechten Ufer Erfolge aufzuweisen hättest. Schweigen wir also davon!“

Drusus kam nicht mehr darauf zurück, aber er rechnete im stillen dennoch darauf, daß die Unterredung mit dem Germanen nicht verloren sei. Um ihn noch geneigter zu machen, holte er aus seinem Gemache ein großes silbernes Trinkhorn und sprach: „Du bist aufrichtig und mutig gewesen, beides Eigenschaften, die ich ehre; außerdem hast du mir ein Geschenk gemacht. Ich erwidere es mit diesem Trinkhorn vom reinsten Silber. Ich ließ es anfertigen für denjenigen germanischen Fürsten, mit dem ich zuerst ein Bündnis eingehen würde. Wenn dieses auch noch nicht geschehen ist, so hoffe ich doch zu deiner Einsicht und deinem Verstande, daß du eines Tages zurückkehren und den besseren Teil wählen wirst.“

„Ich werde dein Geschenk in sicheres Gewahr-sam bringen,“ antwortete Sigimer, „aber glaube nicht, daß Gold und Silber etwas über mich vermag, denn Gold und Silber stehen bei uns nicht höher in Achtung, als Thon und Erde.“<sup>14</sup>

Sigimer und seine Knaben mußten mit Drusus an demselben Tische speisen; dann ließ er ihnen ein Schlafgemach anweisen und forderte sie auf, morgen beim Frühstück zu erscheinen.

Gegen Mittag des folgenden Tages verließen sie Vetera und trafen zur bestimmten Zeit den Fischer am Ufer. Als sie mitten auf dem Rheine waren, nahm Sigimer das Trinkhorn, welches an einer silbernen Kette um seinen Hals hing, füllte es mit Wasser und versenkte es dann in den Rhein. „Es liege zwischen euch und uns und werde zur Scheidewand zwischen Römern und Germanen,“ sagte er.

Als sie den Rhein hinter sich hatten, gab Sigimer seinen Söhnen den Befehl, niemand von ihrem Besuche bei Drusus etwas zu sagen, denn er fürchtete, es möchte ihm von den Cheruskern wie heimlicher Verrat gedeutet werden.

Die Knaben versprachen zu schweigen, aber sie konnten sich doch nicht enthalten, von den merkwürdigen Dingen, die sie gesehen hatten, zu plaudern. Flavius war von den Soldaten entzückt und äußerte den Wunsch, ein römischer

<sup>14</sup>Guggenheim, I, 23.

Krieger zu werden. Sigimer und Armin verwiesen es ihm, aber er konnte nicht begreifen, daß es etwas Unrechtes sei.

Wohlbehalten kamen sie wieder im Teutoburger Walde an. Als sie durch den Buchenwald hinaufstiegen, welcher den Externsteinen gegenüberlag, trafen sie einen gebrechlichen Alten, welcher eine Viehherde hütete. Sigimer hatte ihn in der vollen Manneskraft eines tapferen Kriegers gekannt; jetzt aber zitterte er an allen Gliedern und konnte sich kaum auf den Füßen halten. Er bot ihm einen freundlichen Gruß und fragte nach seinem Befinden. „Ach,“ gab der Greis zur Antwort, „es wird die Nachteule nicht häufig mehr schreien, bis sie mich verbrennen.“

Beim Weitergehen sprach Sigimer zu seinen Kindern: „Ihr habt den alten Mann gesehen; er muß noch das Vieh hüten, und ist doch kaum imstande, seine Glieder zu schleppen. Das Gesetz giebt dem Sohne das Recht, sich zum Oberhaupte des Hauses zu machen, sobald der Vater alt und schwach geworden ist; der Sohn hat von diesem Zeitpunkte an zu befehlen, der Vater zu gehorchen. Aber nicht alles, was das Gesetz gestattet, ist gut und edel. Viehhüten ist eine niedrige und entwürdigende Arbeit, die man einem Manne, der die Waffen mit Ehren getragen hat, nicht zumuten darf. Auch die Söhne werden alt, und wenn sie hart gegen ihre Väter gewesen sind, so wird ihnen mit Gleichem vergolten.“

„Vater,“ sprach Armin, „wenn du alt geworden bist, sollst du keine gemeine Arbeiten verrichten, sondern ganz nach deinem Gutdünken leben.“ Dem stimmte auch Flavius bei.

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, der alte Mann sei bei der Herde gestorben. Es verhielt sich in der That so; man fand ihn tot im Grase liegen. Der Sohn wollte sein unkindliches Betragen vergessen machen und ordnete große Leichenfeierlichkeiten an. Die Leiche des Hingeschiedenen wurde in sein einstiges Wohnhaus getragen und dort zur Besichtigung für Verwandte, Freunde und Bekannte ausgestellt. Am dritten Tage trug man dieselbe in den auf einem Hügel liegenden heiligen Hain, woselbst ein Scheiterhaufen errichtet war. Die Leiche wurde oben darauf gelegt und der Holzstoß in Gegenwart der Leidtragenden angezündet. Da das Feuerungsmaterial ganz aus trockenen Splittern und dünnen Reisern bestand, so gab es eine haushohe Flamme, die weit umher die Gegend erleuchtete und viele Neugierige herbeizog. Um so größer war die Ehre für den Toten und seine Hinterbliebenen. Der Holzstoß stürzte endlich zusammen und die Kohlen erkalteten. Da machten die Gräber eine Vertiefung in die Sandhügel und die Verwandten suchten aus der Asche die Überreste des Körpers zusammen, legten sie in eine thönerne Urne und schlossen

sie mit dem Deckel.<sup>15</sup>

In die Grube streute man die Asche und die Kohlen, welche von dem Holzstoße übrig geblieben waren und stellte in die Mitte die Urne mit den verbrannten Gebeinen.

Die Verwandten brachten jetzt alle Gegenstände herbei, welche dem Toten einst eigentümlich zugehörten: seine Waffen, seine Messer, seine Trinkhörner, seine Schüsseln und seine Kleidungsstücke. Alles das wurde rings um die Aschenurne herumgelegt und zuletzt stellte man ein Gefäß mit geweihtem Wasser in die Grube, damit die Teufel keine Gewalt über die Seele des Verstorbenen hätten.<sup>16</sup>

Als auch dieses geschehen war, erwiesen die Verwandten dem Bestatteten den letzten Liebesdienst, indem jeder eine Handvoll Erde in die Grube streute. Dasselbe thaten die übrigen Leidtragenden, bis sich über den Urnen und den mitgegebenen Gegenständen der Hügel wölbte.

Die Gattin des alten Mannes lebte nicht mehr, sonst würde, wie es noch heute bei den Indiern geschieht, auch seine Witwe auf den Scheiterhaufen gestiegen und mit ihm in den Tod gegangen sein. Wäre er bei seinem Tode noch Herr des Hauses und des Vermögens gewesen, so würde ihm auch ein Knecht und eine Magd, sowie das Lieblingspferd gefolgt sein.

Hierauf wurde im Hause des Sohnes der Leichenschmaus gehalten, welcher mehrere Tage und Nächte dauerte. Alle, welche dem Verstorbenen im Leben ein wenig nahe gestanden, waren geladen. Der Met floß in Strömen, und der Erbe hatte sogar Wein vom Rheine kommen lassen, damit ja nichts fehle, was dem Begräbnisse und dem Leichenschmause Glanz verleihen konnte. Am letzten Tage wurde sogar der Schwertertanz aufgeführt, bei welchem nackte Jünglinge zwischen aufgefanzten Spießen und Schwertern herumsprangen, ohne sich an den scharfen Spitzen und Schneiden zu verwunden.

Sigimer lag stets auf der Lauer gegen Drusus und stachelte seine Landsleute an, sich vorzusehen und auf der Hut zu sein, aber er predigte tauben Ohren und man glaubte nicht, daß er sich jemals in ihre Gebirge wagen werde.

Drusus entwickelte unterdessen eine fieberhafte Thätigkeit. Tausende von seinen Soldaten waren unaufhörlich beschäftigt, an den Ufern des Rheines und der Waal zur Regulierung des Strombettes lange und starke Dämme zu bauen. Auch ließ er Kanäle anlegen und verband den Rhein mit dem Ocean,<sup>17</sup> um auf diesem Wege in das Herz von Deutschland zu gelangen, wenn

<sup>15</sup>Weinhold, Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland.

<sup>16</sup>Cochet, Sépultures gauloises, romaine, franques et normandes. Paris 1857.

<sup>17</sup>Dr. Jakob Schneider, I. Folge, S. 22.



es zu Lande mißlingen sollte. Auf dem rechten Ufer des Rheines erbaute er fünfzig feste Kastelle, darunter Neuß,<sup>18</sup> Bonn, Mainz und viele andere.

Während diese Arbeiten in vollem Gange waren, unternahm er im Jahre 12 v. Chr. den ersten Feldzug zu Lande gegen die Usipeter und Tenchterer, denen er nicht vergessen konnte, daß sie den Lollius so hart geschlagen und einen seiner Adler in ihre Wälder entführt hatten. Von Rache getrieben, ging er durchaus nicht fein und säuberlich mit diesen beiden Stämmen um, sondern verheerte<sup>19</sup> einen großen Teil des Landes und jagte den Anwohnern Angst und Schrecken ein. Da er sich aber überzeugte, daß er wegen der Schwierigkeit der Gegend zu Lande nicht tief genug in Germanien eindringen konnte, so kehrte er wieder nach Vetera zurück, um auf einem anderen Wege sein Ziel zu erreichen. Seine Legionen bestiegen nun die Schiffe, welche er auf den batavischen Inseln hatte bauen lassen, und sie fuhren den Rhein hinab durch den von Drusus gegrabenen Kanal in den Ocean. Die Germanen begaben sich in Scharen an das Ufer und schauten die Menge der Schiffe und der Soldaten an, denn ein solches Schauspiel war ihnen noch nicht zu Gesichte gekommen.

Als Drusus mit seinen Schiffen im Lande der Friesen angekommen war, wußte er dieselben mit Versprechungen und Lockungen auf seine Seite zu ziehen, und da sie einen alten Haß gegen die Chauker und Bructerer hatten, so vergaßen sie ihre Zugehörigkeit zu den Germanen und ließen sich verleiten, mit dem römischen Feldherrn ein Bündnis zu schließen.

Während er mit seinen Schiffen am Ufer vorüberfuhr, begleiteten ihn die Friesen zu Lande, und das war ein großes Glück für ihn, denn unbekannt mit der Natur dieser See, hielten sich die Schiffe zu nahe am Lande, und als die Ebbe eintrat, saßen sie plötzlich auf trockenem Boden. Halten die Friesen ihre Pflicht erkannt und sich als treue Germanen bewährt, so wäre es ihnen und den herbeieilenden Bructerern und Chaukern ein Leichtes gewesen, das ganze Heer zu vertilgen und dadurch Germanien für immer von den Belästigungen der Römer zu befreien; aber ihr Haß gegen die Nachbarn ließ das nicht zu. Mit der Natur des Meeres wohlbekannt, halfen sie die Schiffe wieder flott machen und retteten dadurch das Heer der Römer, welches jetzt die Chauker und Bructerer aufs Haupt schlug.

Drusus aber wurde durch mancherlei Schwierigkeiten in seinem Eifer abgekühlt; er fand, daß es in diesem Jahre zu einem Feldzuge zu spät sei. Seine Legionen den Unterfeldherren anvertrauend, kehrte er nach Rom zurück, um den Winter

dort zuzubringen und im nächsten Frühling das Werk fortzusetzen.

Für die weiter zurückliegenden Germanen wurde die Lage eine gefahrdrohende, denn die geschlagenen Chauker und Bructerer hatten, um einer gänzlichen Ausrottung zu entgehen, sich zu einem Bündnisse mit den Römern verstehen müssen. Die drei zunächstliegenden Germanenstämme waren also in seiner Hand und zur Hilfe bereit.

Sigimer hatte bei seiner Anwesenheit in Vetera die Tüchtigkeit des Drusus erkannt, und er sah das drohende Gewitter heranziehen. Er erkannte auch die Notwendigkeit eines festen Zusammenhaltens und war fortwährend thätig, ein solches zu erzielen, aber Segestes und andere einflußreiche Männer wirkten ihm entgegen; sie meinten, ein Krieg gegen die Römer werde sie für immer in Fesseln schlagen, wogegen ein Bündnis mit ihnen doch eine gewisse Freiheit bestehen lasse.

Sigimer konnte sich die Schwierigkeit seines Standpunktes nicht verhehlen, und mit Trauer sah er die große Zahl der unfreien Männer, welche bei einem ausbrechenden Kriege eher schädlich als nützlich wirkten.

Da waren die Leibeigenen, Sklaven im vollsten! Sinne des Wortes, welche wie Sachen behandelt wurden, geschlagen, verkauft und getötet werden konnten, ganz nach dem Belieben ihres Herrn. Die meisten von ihnen waren Kriegsgefangene oder Nachkommen derselben. Diese Armen waren gänzlich rechtslos und standen in den Augen der Cherusker nicht höher, als das Vieh auf der Weide. Schon äußerlich waren diese Unglücklichen durch geschorenes Haar und enge kurze Kleider gekennzeichnet. Ihre Weiber und Kinder waren leibeigen wie sie selbst und, wie der Familienvater, gezwungen, für den Herrn zu arbeiten, sei es als Schuster, Schneider oder Ackerbauer. Etwas weniger hart hatten es die Hörigen. Sie waren durch Eroberung eines Landstriches in dieses Verhältnis geraten. Zu ihnen gehörten alle die Kelten und ihre Nachkommen, die einst die Herren des Landes gewesen, aber von den Germanen besiegt worden waren. Man ließ ihnen ihr Eigentum oder wies ihnen welches zu, damit sie sich und ihre Familie ernähren konnten, doch mußten sie von allem, was sie zogen und erwarben, einen erheblichen Teil an den Herrn abliefern.

Alle diese Menschen, deren Anzahl sehr bedeutend war, hatten in der Volksversammlung kein Wort mitzureden und durften keine Waffen tragen, waren also auch für den Krieg so gut wie nicht vorhanden. Der letztere Umstand mußte bei der jetzigen Lage des Landes besonders schmerzlich empfunden werden. Um seinen Landsleuten ein Beispiel zu geben, that er einen

<sup>18</sup>Fr. J. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß.

<sup>19</sup>Cassius Dios Römische Geschichte LIV, 32.

großen Schritt. Seine Hörigen machte er zu Freigelassenen und übergab ihnen ein Eigentum, auf dem sie frei schalten und walten konnten; die Leibeigenen machte er zu Hörigen. In seinem Bestreben lag es nun, alle Eigentümer zu veranlassen, in derselben Weise vorzugehen und eine große Anzahl von Bürgern zu schaffen, welche ein Interesse daran hätten, daß der Feind von den Marken des Gaues fern gehalten oder, wenn eingedrungen, aus denselben vertrieben werde.

Er bemühte sich anfangs in den einzelnen Dörfern, wo er Bezirksversammlungen hielt. Hier mußten alle Freien des Dorfes und der zugehörigen Höfe erscheinen. Er stellte ihnen die Notwendigkeit, seinem Beispiele zu folgen, vor, aber er predigte tauben Ohren, denn die dem Müßiggange ergebenden Freien hatten keine Lust, selbst zu arbeiten und zu erwerben. Dieses überließen sie lieber den Leibeigenen und Hörigen.

Da er selbst über hundert Markgenossen- oder Dorfschaften gesetzt war, so rief er die Versammlung der Hundertschaft zusammen und legte auch dieser ans Herz, was er den Bezirksgemeinden gesagt, aber er traf hier auf denselben Widerstand.

Noch gab er die Hoffnung nicht auf; es war nämlich die Zeit gekommen, wo die dreimal im Jahre wiederkehrende Gauversammlung, diesmal die des Winters, stattfand. Auf derselben hatten alle freien Männer des Volkes der Cherusker zu erscheinen, um über die wichtigsten Dinge zu beraten und zu beschließen. Diesmal lag eine Sache vor, die jeden einzelnen sehr nahe berührte. Drusus halte noch während seiner Anwesenheit in Vetera ganz im stillen mit vielen deutschen Stämmen Verbindungen angeknüpft und ihnen die Bundesgenossenschaft angetragen. Klugerweise benutzte er dabei die Streitigkeiten, welche unaufhörlich zwischen den verschiedenen Stämmen bestanden. Die Feldherren, welche er bei seiner Abreise nach Rom am Rheine zurückließ, setzten die Unterhandlungen fort und kamen auch zu den Chatten. Diese hatten einen großen Haß gegen die Sigambrier und Cherusker und da sie wußten, daß Drusus im folgenden Jahre einen Feldzug gegen sie eröffnen wollte, so ließen sie sich bereden, mit den Römern ein Bündnis einzugehen.

Das blieb nicht verschwiegen und wurde nun auf der Gauversammlung ein Gegenstand der Besprechung. Die Entrüstung über dieses germanische Betragen war allgemein, und mit Speerschütteln wurde der Antrag, die Abtrünnigen mit Krieg zu überziehen und sie unschädlich zu machen, angenommen.

Jetzt trat Sigimer auf und wiederholte seinen Antrag, da die Freigelassenen<sup>20</sup> die Stärke des Heeres um ein Bedeutendes vermehren würden.

<sup>20</sup>Peucker, I, 78.

Gegen ihn trat mit großer Heftigkeit Segestes auf und legte der Gauversammlung entschieden dar, wie notwendig die Leibeigenschaft sei. „Wenn wir dieselbe aufheben,“ sprach er, „so machen wir uns selbst zu Sklaven, und die Arbeiten, welche jetzt jene thun, müssen dann durch die Herren und Grundeigentümer geschehen. Wenn die Not es erfordert, dann steht es uns noch immer frei, die Sklaven zu bewaffnen und sie zeitweise an der Ehre des Krieges teilnehmen zu lassen. Nachher treten sie dann wieder in das alte Verhältnis zurück und wir büßen nichts an unseren Vorrechten ein.“

Segestes Rede gefiel, weil sie den Reichen nichts nahm, den Müßiggängern nichts aufbürdete. Die Versammelten schüttelten die Speere und gaben ihre Zustimmung. Damit aber war auch die Wahl des Heerführers gegen die Chatten entschieden. Sie fiel auf Segestes, nicht auf Sigimer, der es eher verdient hätte und dessen nationale Gesinnung unzweifelhaft feststand.

Den Winter benutzte man zur Ausbesserung und Vermehrung der Waffen. Eine gleichförmige Bewaffnung kannte man damals noch nicht. Jeder versah sich mit dem, was er am besten erlangen konnte, oder was für seine Person am zweckmäßigsten war. In bunter Unordnung gab es in jedem germanischen Heere Streitkeile, Streitäxte, Streithämmer, Speere, Keulen, Schleudern, Wurfspieße, Streitmeißel oder Framen; auch wohl Bogen, Pfeile, Schwerter, aber seltener, wie auch Helme und Harnische nicht oft vorkamen.

Sigimer zog sich nach all diesen vergeblichen Versuchen unzufrieden zurück. Wenn der Krieg ausbrach, wollte er wie ein Mann seine Schuldigkeit thun, aber die Freien nicht mehr um die Gunst anbetteln, ihren eigenen Vorteil zu erkennen.

Der Winter trat nun mit aller Strenge ein und viele Cherusker begaben sich für die Dauer dieser Jahreszeit in die Erdhöhlen, in denen der Wärme wegen auch die Wintervorräte aufbewahrt wurden.

## IV

Der Winter neigte sich seinem Ende; der Schnee und das Eis begannen aufzutauen und die Wasserlein rannen zu den Tiefen. Da kam Drusus aus Rom zurück und traf in Vetera seine Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge. Gleichzeitig gingen seine Boten zu den Chatten und forderten sie auf, sich zu rüsten und gegen die Sigambrier und Cherusker zu ziehen.

Diese aber, übermütig durch ihre große Zahl, rechneten mit so großer Sicherheit auf den Sieg,

daß sie schon im voraus die Beute verteilten. Die Cherusker<sup>21</sup> sollten die Pferde, die Sueven, die in den Bund gegen die Römer eingetreten waren, das Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen haben.

Leider kam es anders. Während sie sich rüsteten, zog die ganze Macht der Chatten gegen sie heran; gleichzeitig verließ Drusus *Castra Vetera*, ging über den Rhein und zog unweit dem heutigen Wesel am Ufer der Lippe hinauf. Die Germanen, zwischen zwei Feuer genommen, mußten ihre Kräfte zersplittern, und so kam es, daß Drusus die Grenzen des Cheruskerlandes unbewacht fand und nicht allein in das Land, sondern auch durch dasselbe bis zur Weser drang. Da seine Scharen von dem Quell der Lippe (Lippspringe) auf Feldrom zuschritten, so kamen sie in der Nachbarschaft von Sigimers Burg vorüber. Er selbst war bei den Kriegern, aber seine unmündigen Söhne befanden sich in der Burg. Um nicht gefangen genommen zu werden, versteckten sie sich bei den damals fast unzugänglichen Externsteinen, bis die Gefahr vorüber war. In der Obhut eines treuen Sklaven konnten sie aus ihrem Verstecke die Verwüster der Heimat und auch den Drusus deutlich sehen.

Flavius, der die Römer siegreich daherschreiten sah, empfand abermals den innigen Wunsch, an den Ehren und Auszeichnungen ihrer Züge teilzunehmen; Armin, aber ballte die Faust und gedachte jener Nacht, wo er am Altare der Ubi-er Haß und Rache geschworen. Sein Haß wurde nicht vermindert, seine Rache wuchs, und im stillen erneuerte er den Schwur, den er damals in Gegenwart seines Vaters und seines Oheims gethan. Wie jung er auch noch war, so hatte er doch eine tiefe Einsicht in das, was vorging. Drusus wollte Germanien vom Rheine und vom Ocean aus umspannen, Tiberius, sein Bruder, von der Donau aus. Im Norden, wo sie zusammentreffen wollten, sollte der Ring geschlossen und immer enger zusammengezogen werden, bis die Germanen von der fremden Macht erdrückt würden. Ein inneres Gefühl aber sagte ihm, daß es nicht dazu kommen werde und daß er selbst berufen sei, in diesem Kriege eine wichtige Rolle zu spielen.

Drusus hatte unterdessen in der Gegend von Höxter die Weser erreicht und hier erbaute er aus den von den Sueven erbeuteten Waffen die *Tropäa Drusi*, die Siegeszeichen des Drusus, aber er befand sich keineswegs in einer rosigen Lage,<sup>22</sup> denn er hatte einen Fluß zu überschreiten und keine Lebensmittel mehr. Wenn es auch nicht bis zur Überzeugung aus den Schriften der Römer hervorgeht, daß er sich vor den überall umherschwebenden Germanen fürchtete, so

ist es doch sehr wahrscheinlich. Er wurde, wie berichtet wird, von bösen Träumen gequält, die ihm den Schlaf raubten. Ein Bienenschwarm erschien in seinem Haare und sagte ihm, dem römischen Aberglauben zufolge, Unheil voraus. Er beschloß deshalb den Rückzug, doch läßt sich wohl annehmen, daß derselbe andere Ursachen hatte. Von allen Seiten wurde er bedrängt. Die Besatzungen, welche er zurückgelassen hatte, um seinen Rückzug zu decken, waren größtenteils niedergemacht, und es stand ihm dasselbe Schicksal bevor, wenn er sich nicht vor dem Winter durch die gefährlichen Schluchten und Gebirge des Cheruskerlandes in die Ebene zurückzog.

Er machte sich auf den Heimweg, aber bei Arbelo an der Emmer kam es zur Schlacht mit den vereinigten deutschen Stämmen, und Drusus kam so hart ins Gedränge, daß schon die Schlacht für die Germanen gewonnen schien, und auch gewonnen gewesen wäre, wenn sich die Germanen nicht zu früh auf die Beute geworfen hätten. Drusus bekam dadurch Lust und Zeit, sich durch die Schluchten des Teutoburger Waldes ins Flachland zu retten; er kam bis zu der Stelle, wo die Lippe und die Achse zusammenfließen. Hier legte er bei dem heutigen Dorfe Esselen<sup>23</sup> die Feste Aliso an. Diese Feste sollte künftigen Unternehmungen zum Stützpunkte dienen. Sie lag im Lande der Bructerer, aber den Burgen der Cherusker so nahe, daß diese eine fortwährende Gefahr in derselben erblicken mußten, und trotz ihrer Abneigung gegen Mauern und Wälle auf der Höhe des Teutoburger Waldes die großartige Teutoburg errichteten. Der Name Grotenburg, auf welchem jetzt das Hermannsdenkmal steht, erinnert an jenen gewaltigen Bau, dessen Konstruktion Peucker<sup>24</sup> beschreibt. Steigt man den Berg hinauf, so findet man nicht allein den alten Hünenring, sondern auch den Abhang so stark mit losen Steinen übersät, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, es seien Überreste jener großen Burg.

In diesem Feldzuge hatte Drusus allerdings die Weser gesehen, und festen Fuß im Lande der Cherusker gefaßt, im ganzen aber doch nicht viel ausgerichtet. Nichtsdestoweniger wurde er bei seiner Rückkehr nach Rom sehr ehrenvoll aufgenommen; man gestattete ihm die Insignien des Triumphes und einen Einzug zu Pferde in die Stadt.<sup>25</sup>

In diesem Kriege waren viele römische Gefangene gemacht worden, die bei den Externsteinen verwahrt und bewacht wurden, ehe man daran ging, sie an die einzelnen freien Männer zu verteilen. Eine Anzahl derselben aber wurde in

<sup>21</sup>Florus IV, 12.

<sup>22</sup>Dio Cassius LIV, 33.

<sup>23</sup>Guggenheim I, 79. – Schierenberg 34.

<sup>24</sup>Peucker, Deutsches Kriegswesen der Urzeiten II, 377.

<sup>25</sup>Cassius Dio LIV, 33.

den eben fertig gewordenen Gewölben der Teutoburg eingesperrt, denn sie sollten zum Opfer aufgespart werden.

Während der rauhen Wintermonate, die weder für die Römer noch für die Germanen günstig zum Kriege warm, ruhte der Streit. Die Cherusker befanden sich meistens in ihren Häusern und nur, wenn die Kälte nicht allzu grimmig war, gingen sie auf die Jagd.

Der Frühling war nicht mehr weit entfernt; die Cherusker mußten sich darauf gefaßt machen, daß Drusus nun bald aus Rom zurückkehren und von neuem über sie herfallen werde. Die Fürsten und das Volk waren zwar nicht entmutigt, aber sie hatten doch die starke Hand der Römer und die große Anzahl kennen gelernt, und jetzt, wo zu Aliso ein festes Kastell stand, an dem diese Fremden einen tüchtigen Rückhalt hatten, wurde die Gefahr noch größer. Es wurde deshalb in der Volksversammlung beschlossen, dem Wuotan Opfer zu bringen, damit er ihnen im Kriege beistehe.

An einem bestimmten Tage versammelten sich die streitbaren Männer an der noch nicht vollendeten Teutoburg, denn diese war jetzt der Centralpunkt aller Cherusker. Da die damaligen Germanen in der Kunst noch nicht so weit vorgeschritten waren, daß sie imstande waren, Bildnisse von ihren Göttern zu verfertigen, so behelfen sie sich mit den Symbolen derselben, welche im Zuge getragen werden sollten. Denselben voran schritt ein Priester und eine Priesterin. Der Priester trug den Speer des Wuotan, die Priesterin den Hammer des Donar. Hinter ihnen folgten die den Göttern heiligen Tiere, besonders das Pferd, die Ziege, der Eber. Alles, was es von Göttersymbolen sonst noch gab, wurde rasch herbeigeschafft und von bevorzugten Männern getragen. Den heiligen Tieren und der zweiten Abteilung der Symbole folgten die Waffenfähigen, dann die Knaben, die Frauen, die Freigelassenen, die Hörigen und die Leibeigenen. Die streitbaren Männer erschienen in vollem Kriegsschmucke und mit ihren Waffen.

Mit tiefem feierlichen Ernste begab sich der Zug zu dem heiligen Haine, wo die Opfer gebracht werden sollten. Der Weg war weit und führte durch rauhe Schluchten, bis man in einen großen Wald kam, in welchem Eichen und Eschen die Hauptbestandteile, bildeten. Über die Wipfel dieser Bäume erhoben sich ungeheure Felsen, die sogenannten Externsteine, die wie riesige Türme in die Luft ragten. Hier wurde Halt gemacht. Der Priester, die Fürsten und einige Auserlesene aus dem Volke stiegen auf einer in den Felsen gehauenen Treppe zu einem der Steintürme empor, auf dessen höchster Spitze man sie jetzt erscheinen sah.

Der Priester und die Fürsten neigten ihre

Häupter, riefen Wuotan und Allvater an und flehten um ihren Beistand in dem bevorstehenden Kriege. Auch alles Volk, welches unten stand, folgte ihrem Beispiele, und die Wipfel der Bäume rauschten heilig und geheimnisvoll in die Gebete und Gesänge der Germanen.

Als das Gebet vollendet war, verließen der Priester und die Fürsten wieder die Höhe des Felsens und stiegen zum Fuße desselben nieder. Hier befand sich im Gestein eine geräumige Höhle, in welcher die Opfertiere und die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt waren, aufbewahrt wurden. Auf den Ruf des Priesters führten die Hüter ein schönes, fehlerloses Pferd hervor. Pferdeopfer wurden bei den Germanen oft gebracht, denn weil sie sein Fleisch mit Vorliebe aßen und es als Schlachtgenosse hoch schätzten, deshalb setzten sie voraus, daß ein solches Opfer den Göttern sehr angenehm sei. Auch ein Rind, ein Schwein, eine Ziege und Federvieh wurden aus der Höhle gebracht.

Der Priester nahm das kleinste der Tiere, eine Gans, schlachtete sie mit dem Opferrmesser und legte sie auf den Altar. Die Rinnen des Altarsteines füllten sich mit Blut, welches vom Steine herab in untergesetzte Kessel floß. Als das Blut genugsam abgetropft war, schnitt er ein Stück aus dem Fleische und hing es an den Zweig eines Baumes, der seine Äste über dem Opferaltare ausbreitete. Dieses Stück war für Wuotan bestimmt. Das übrige übergab er einem Altardienner, der es in die Küche des naheliegenden Hauses tragen mußte. Auch das Rind, das Schwein und die Ziege wurden geopfert, und der Priester verfuhr mit ihnen, wie mit der Gans; dann kam das Pferd an die Reihe.

Die Kessel hatten sich unterdessen bis an den Rand mit Blut gefüllt. Der Priester tauchte Baumzweige hinein und besprenkte damit die Opferstätte und das gesamte Volk.

Das Opfer aber war noch nicht beendet. Aus der Höhle wurden eine Anzahl römischer Soldaten gebracht, welche man im letzten Feldzuge gefangen genommen hatte. Ihre Hände waren auf dem Rücken gefesselt, daß sie nicht entfliehen konnten. Schrecken lag auf ihren Gesichtern, denn sie wußten, was ihnen bevorstand. Vergebens war ihr Flehen, vergebens ihr furchtbares Geschrei. Von der Volksversammlung zum Tode verurteilt, gab es keine Rettung und die lautesten Schreier liefen sogar Gefahr, daß sie zuerst geopfert wurden.

Der Priester ließ seinen Blick über die unglücklichen Opfer gleiten, und bezeichnete mit der Hand den wohlgewachsensten. Die Fürsten gaben durch Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen.

Nun wurde der schreiende Todeskandidat von den Altardienern ergriffen und auf den Altar ge-

legt. Damit er sich nicht wehren konnte, band man ihn mit starken Stricken an den Altar.

Der Priester zog sein Messer; es war ein altes, heiliges, von den Ahnen auf den Enkel gekommenes Messer, welches stets zum Opfern gedient hatte; aber es war nicht von Metall, sondern von einem grünen Steine, und infolgedessen gewiß nicht geeignet, die Schmerzen zu vermindern. — Wenden wir uns von dem grausigen Schauspiele des Schlachtens ab; verstopfen wir dem furchtbaren Geschrei des Opfers unsere Ohren.

Auch dieses Opfer war endlich vorüber, und der tote Mensch wurde in die Zweige einer Eiche gehangen; aber nicht die Götter kamen, um sich das Opfer zu holen, sondern die Geier.

Nach vollbrachtem Opfer begab sich das gesamte Volk tiefer in den Wald. Hier waren Feuerherde in die Erde gegraben, und in vielen Kesseln kochte das Ochsenfleisch. Man hatte auch noch eine Anzahl von Schweinen geschlachtet, so daß jeder Teilnehmer an dem Opfermahle hinreichend mit Speise versorgt werden konnte. Damit es auch nicht an Trank fehle, waren große Vorräte von Met hierher geschafft worden.

Die Menge setzte sich im Kreise rings um die Feuerherde und wartete mit Ungeduld auf den Beginn des Mahles, dessen Wohlgeschmack sich schon durch den Duft von den Feuerherden ankündigte.

Das Mahl wurde endlich aufgetragen und die Gäste thaten demselben die größte Ehre an, so daß die riesigen Massen von Fleisch wie durch Zauber hinter den weißen Zähnen der Germanen verschwanden. Die Götter wurden aber auch nicht weniger eifrig durch den Genuß von Met gefeiert, und es war leicht vorauszusehen, daß das Opfermahl bald in ein wüstes Zechgelage ausarten werde. Die Weiber, Kinder und nicht Vollbürtigen mußten sich jetzt entfernen; nur die waffenfähigen Männer blieben zurück.

Armin kehrte unbemerkt wieder um und begab sich in die Höhle der Gefangenen. Wie er vorausgesetzt hatte, waren die Wächter nicht da. Sie hatten es langweilig gefunden, in dem dunkeln Loch zurückzubleiben, während alle übrigen im Überflusse schwammen. Sie schlossen also die Thür der Höhle und begaben sich zu den Metbehältern, von denen ihnen der mitleidige Schöpfmeister mehr gab, als für die Würde und Gewissenhaftigkeit ihres Amtes gut war. Armin fand sie verstandslos im Gebüsch liegen, und er brauchte gar nicht besonders vorsichtig zu Werke zu gehen, als er ihnen die Schlüssel aus der Tasche nahm.

Leise begab er sich jetzt zu der Höhle, öffnete eine der Thüren und trat ein. „Wie ihr wohl gemerkt habt,“ sprach er zu den Gefangenen, „seid ihr demselben Tode bestimmt, wie euer Kamerad; niemand kann sagen, an welchem Tage ihr

geopfert werdet, aber daß es geschieht, ist zweifellos. Ich aber bin gekommen, euch die Freiheit zu geben. Nehmt sie, und wenn einst Cherusker in eure Hände fallen, so verfährt mit ihnen, wie ich mit euch thue.“

Darauf löste er ihre Stricke und hieß sie, sich durch Wald und Schlucht nach der Feste Aliso durchzuwinden.

Diese kühne und mit den Gesetzen des Landes gänzlich unvereinbare That würde hart bestraft worden sein, wenn die Oberen den Urheber gekannt hätten.

Drusus kam bald nachher von Rom zurück und begab sich nach Vetera. Von hier aus ging er an die Ruhr, wo er die Chatten fand, die sich jetzt mit den Sigambrenn verbunden hatten. Mit Feuer und Schwert drang er rheinaufwärts bis zum Siebengebirge, wo er die Sueven fand und schlug; dann ging er wieder den Rhein hinab und gelangte über Münster<sup>26</sup> und Osnabrück an die Weser. Er überschritt dieselbe und kam bis an die Elbe; auch über diese wollte er setzen; aber nachdem er so viel Blut vergossen, kam ihn eine Bangigkeit an und er erinnerte sich der Übeln Vorzeichen, die er schon vor seinem Abgange von Rom gehabt hatte. Am meisten aber verstimmte und erschreckte ihn ein Weib von übermenschlicher Größe.<sup>27</sup> Es trat plötzlich vor ihn und redete ihn in lateinischer Sprache also an: „Wohin willst du in aller Welt, unersättlicher Drusus? Alles dies zu schauen, ist dir vom Schicksal nicht bestimmt. Eile von hinnen; deiner Thaten und Tage Ziel ist nahe.“

Erschreckt ließ Drusus von seinem Vorhaben ab, errichtete an der Elbe Siegeszeichen und trat den Rückzug an. Auch auf diesem wurden ihm üble Vorbedeutungen; Wölfe liefen heulend um sein Lager, zwei Jünglinge ritten mitten über seine Schanzlinien, man hörte das Wehklagen von Weibern und am Himmel schwankten Sterne hin und her.

Zwischen der Issel und dem Rheine (so glaubt Schierenberg nicht ohne Grund) angekommen, stürzte er mit dem Pferde und erlitt einen Schenkelbruch. Der Kaiser Augustus soll sich damals in der Nähe aufgehalten und dem ebenfalls nicht weit entfernten Tiberius den Auftrag gegeben haben, zu seinem Bruder zu eilen. Tiberius vollzog den Befehl und fand ihn noch am Leben, aber in Monatsfrist starb er im Jahre 9 v. Chr.

Tiberius ordnete nun an, daß die Leiche von den Centurionen und Kriegstribunen in das Winterlager zu Vetera getragen wurde. Nachdem sie hier dem Anblicke der trauernden Soldaten ausgestellt gewesen, wurde sie auf den Schultern nach Rom getragen. In jeder Stadt traten die vornehmsten Männer zu diesem Eh-

<sup>26</sup>Schierenberg, Seite 35.

<sup>27</sup>Cassius Dio LV, 1.

rendienste an. In Rom angekommen, wurde sie auf dem Forum niedergesetzt, und die Bewohner der Stadt eilten herbei, um den Helden zu sehen. Tiberius hielt ihm hier, Augustus im Flaminischen Cirkus eine Lobrede.

Sodann trugen ihn Ritter und vornehme Bürger zu der Stelle, wo die Leiche verbrannt werden sollte. Dort wurde sie unter großem Zulaufe des Volkes dem Feuer übergeben, die Asche aber in dem großen Mausoleum, welches Augustus für sich und seine Angehörigen erbaut hatte, beigesetzt.

Das Mausoleum oder wenigstens Reste desselben sind noch heute in Rom vorhanden und werden dem Fremden bereitwillig gezeigt. Aber wo ist der Sarg, wo die Urne, wo die Asche des gewaltigen Feldherrn geblieben? Niemand weiß es.

Das römische Volk oder vielmehr der Senat legte ihm und seinen Söhnen den Ehrennamen Germanikus bei und errichteten ihm Standbilder und einen Ehrenbogen. Dieser jetzt sehr verstümmelte Bogen liegt dicht an der Porta S. Sebastiano zu Rom. Über denselben geht die Wasserleitung des Caracalla.<sup>28</sup>

## V

Seit dem Tode des Drusus war es ruhig im Lande, denn auch die Römer empfanden das Bedürfnis der Rast und sie konnten die Trauer um den so plötzlich gestorbenen Helden noch nicht los werden. Sigimer aber ließ sich von dieser Ruhe nicht täuschen; er hielt es für durchaus notwendig, daß sich die germanischen Stämme wieder fester aneinanderschlössen, denn im letzten Kriege waren ihr Uneinigkeit und der Mangel an Ordnung schuld am Mißlingen gewesen. Er war deshalb darauf bedacht, zunächst eine strengere Verbrüderung bei den Fürsten des eigenen Stammes herbeizuführen; erst dann ließen sich Bündnisse mit anderen Stämmen abschließen.

„Begleite mich,“ sagte er eines Tages zu Armin, „wir wollen hinaufgehen zu dem Fürsten Segestes.“

Armin war gern bereit, denn er freute sich, Thusnelda, der er sehr zugethan war, wiederzusehen. Sie machten aber einen weiten Umweg durch ein tiefes, schauerliches, von hohen Bergen eingeschlossenes Thal. Am Ende desselben erhoben sich in tiefster Waldeinsamkeit eine Menge zerklüfteter Felsen, und hier wohnte eine Prophetin, die in kritischen Lebenslagen von den Cheruskern um Rat gefragt wurde.

„Mein Sohn,“ sprach Sigimer, „dort zwischen jenen Felsen wohnt eine weise Frau, die gleich

den Nornen in die Zukunft schaut. Ich will hingehen und sie um das Schicksal unseres Landes befragen. Halte du dich aber oben im Walde und laß dich nicht sehen, denn die Prophetinnen wollen nicht belauscht sein.“

Armin stieg in den Wald hinauf, Sigimer aber nahte sich dem heiligen Haine, welcher in der Nähe ihrer Wohnung lag. Hier wurden zu ihrem Dienste eine Anzahl auserlesener Rosse gehalten, die innerhalb einer Ringmauer frei umhersprangen. Er ging an ihnen vorüber und näherte sich der Wohnung der Prophetin. Von den Felsen herab hingen lange Moosstreifen und Schlinggewächse, und die Thür verschwand fast unter dem Epheu. Er klopfte am Eingange; die Thür öffnete sich von innen und eine große Frau, die fast ganz in ihr wallendes Haar eingehüllt war, trat ihm mit einer brennenden Lampe in der Hand entgegen.

„Ich habe dich niemals gesehen, aber ich kenne dich,“ sprach sie, „und ich weiß, daß dich die Besorgnis um unser Volk hierhergeführt hat. Tritt ein; ich will unterdessen das Wiehern und Schnauben der Rosse beobachten.“

Sie öffnete eine Thür in der Mauer des heiligen Haines und lockte die Rosse. Mit lautem Schnauben kamen sie herbeigestürzt und sprangen wiehernd um sie herum. Sie merkte auf jeden Ton und winkte mit der Hand, daß sie sich wieder auf die Weide begeben sollten. Jetzt rauschte eine Schar Rebhühner aus einem Busche hervor. Wie es die römischen Auguren thaten, schaute sie den Vögeln nach, kam wieder in ihre Wohnung zurück und schloß die Thür.

„Das Schicksal ist den Germanen nicht günstig,“ sprach sie; „es wird noch viel Blut stießen, ehe die Freiheit zurückerobert ist. Uneinigkeit herrscht überall, wohin man das Auge wendet, und einer ist sogar unter euch, der von einer Königskrone träumt. Aber sei darum nicht untröstlich; einst wird dennoch die goldene Zeit kommen, wo in der Mitte deines Volkes sich ein Jüngling erhebt, der die Römer furchtbar aufs Haupt schlagen wird. Du kennst ihn, es ist dein Sohn Armin. Hüte dich aber vor dem Hochmut, denn was die Götter beschlossen haben, kann Allvater noch ändern, wenn er es für nötig hält.“

Sigimer fühlte, daß seine Wangen vor Freude glühten, aber in demselben Augenblicke nahm er sich auch fest vor, den Hochmut zu bändigen und seinem Sohn niemals zu sagen, welch einen hohen Beruf ihm die Götter angewiesen. Doch wollte er ihn selbst auf die Bahn leiten und dafür sorgen, daß er eine bessere Erziehung erhielt, als die übrigen Cheruskersöhne.

„Ziehe dich in jene Vertiefung zurück,“ sprach die Prophetin; „der Geist sagt mir, daß sogleich noch einer erscheinen wird, der eine Frage an die Zukunft zu stellen hat. Es ist für dich lehrreich,

<sup>28</sup>W. Herchenbach, Die Welt. Wanderungen über alle Teile der Erde. 5. Band, Seite 120.

wenn du ihn hörst und siehst.“

Als er sich verborgen hatte, ertönte Klopfen an der Thür.

„Tritt nur herein, Segestes,“ rief sie.

Zaudernd trat Segestes in die Hütte und schaute mit bedenklichen Mienen umher; dann wandte er sich an die weise Frau und sprach: „Du hast mich früher niemals gesehen und kennst mich also nicht von Angesicht zu Angesicht. Woher also wußtest du, daß ich deiner Wohnung nahe?“

„Wäre ich eine Prophetin, wenn ich es nicht wüßte, und würdest du zu mir kommen, mich zu fragen, wenn ich unwissend wäre? Die Götter sagen mir, was geschieht, und vor den Göttern kann sich auch Segestes nicht verbergen.“

„Wohlan, Prophetin, so weißt du auch, welche Angelegenheit mich zu dir treibt?“

„Ohne Zweifel weiß ich es, Segestes! Dein Sinn ist stolz und du strebst immer höher hinauf. Dein Rang als Fürst genügt dir nicht, denn die gleiche Würde mußt du mit anderen teilen; du aber willst König der Cherusker werden.“

„Und was sagen die Götter darüber?“

„Sie lieben die Freiheit zu sehr, um sie anderen zu rauben. Wenn du König würdest, dann wären die Cherusker mehr gefesselt, als unter den Römern.“

Segestes sprang zornig von seinem Sitze auf und wollte davonstürzen; aber die Prophetin ergriff seinen Arm und sprach: „Du hast eine Tochter mit Namen Thusnelda. Ihr wird mehr Ehre zu teil werden, als dir; denn der Held, welcher einstens Germanien befreit, wird ihr Gatte sein.“

„Steht das unabänderlich fest?“ fragte er.

„Es steht fest, aber was Odin bestimmt, kann Allvater ändern.“

„Und wer ist dieser Held? Ist es Bojocolus?“

Die Prophetin antwortete: „Die Götter sind nicht geneigt, dir hierauf zu antworten, denn ob schon du zu der Prophetin kommst, so wirst du deinen Sinn doch nicht ändern. Stolz und Hochmut sind einmal deine Fehler. Sie werden dich zum Vaterlandsverräter machen und aus dem Lande treiben.“

Segestes schäumte vor Wut, aber er wagte nicht, ihr böse Worte zu sagen.

Nachdem er ein Geschenk für die Prophetin zurückgelassen, verließ er sehr unzufrieden deren Wohnung und kehrte nach seiner Burg zurück. „Allvater kann es ändern,“ murmelte er, „und er wird es ändern durch die Römer.“

Sigimer kam jetzt aus seinem Verstecke hervor. „Du hast gehört, womit sein stolzer Sinn sich trägt,“ sagte die Prophetin. „Suche ihn von der schlüpfrigen Bahn hinwegzulenken, denn ich fürchte, die Götter wollen sein Verderben.“

Sigimer drückte ihr die Hand und sprach: „Du hast mir Gutes verkündigt und ich möchte gern dankbar sein. Sage mir, was ich für dich thun kann!“

„Nichts,“ entgegnete sie, und wies auch das Geschenk zurück, welches er in ihre Hand legen wollte.

Er nahm Abschied, stieg in den Berg hinauf, rief seinem Sohne und wanderte mit demselben der Burg des Segestes zu. Dieser grollte noch wegen der ihm zu teil gewordenen Prophezeiung, aber er bezwang seinen Zorn und empfing den Gast freundlich. Armin lief mit Thusnelda in den Wald; die beiden Männer aber sprachen von der Zukunft der Cherusker und von den Mitteln, wie ihre Unterwerfung unter das Joch der Römer zu verhindern sei.

Während sie noch sprachen und Segestes seine wahre Gesinnung verhehlte, kamen Boten, welche ihnen anzeigten, Tiberius, der Bruder des Drusus, sei mit einem ungeheuren Heere zu Vetera über den Rhein gegangen und rücke unaufhaltsam gegen ihr Land vor. Da flogen die Boten nach allen Richtungen und die Cherusker, sowie die übrigen Stämme griffen zu den Waffen. Leider aber fühlten sich die Völkerschaften, welche dem Rheine am nächsten wohnten, zu schwach, um gegen Tiberius zu kämpfen; sie boten deshalb die Unterwerfung an; nur die Sigambrier wiesen dieselbe von der Hand. Da ließ den Bereitwilligen Tiberius sagen, daß er sie alle bis auf den letzten Mann vertilgen werde, wenn die Sigambrier sich ihnen nicht anschließen.

Die Sigambrier hätten dennoch den Krieg aufgenommen, aber die übrigen Stämme, die nicht imstande waren, gegen die Römer die Waffen zu erheben, drangen so lange mit Bitten in sie, daß sie versprachen, sich fügen zu wollen. Da schickten sie ihre Fürsten zu Augustus, der sich damals in Gallien aufhielt und ließen ihm die Unterwerfung anbieten.

Der treulose Imperator achtete das Völkerrecht so wenig, daß er die sämtlichen Gesandten, die ihm hätten heilig sein müssen, ergreifen und einsperren ließ. Solche Schmach konnten die Fürsten nicht ertragen, sie gaben sich in der Gefangenschaft freiwillig den Tod. Nun, da die Sigambrier ihrer Fürsten beraubt waren, konnten sie nur geringen Widerstand leisten. Tiberius überfiel sie und nötigte sie unter seine Macht. Um sie für die Folge unschädlich zu machen, führte er ihrer vierzigtausend über den Rhein und siedelte sie unter dem Namen Gurguner zwischen Rhein und Maas an, so daß sie in der Gegend von Ürdingen Nachbarn der Ubier wurden.

Die treulose und hinterlistige Handlung öffnete dem Armin ganz die Augen und sein Haß nahm noch zu. Tiberius hatte jetzt nur noch

die unbezwinglichen Cherusker zu fürchten, aber mit Hilfe des Segestes gelang es ihm, mit diesem Stamme ein Freundschaftsbündnis zu schließen, so daß ihm nun der Weg bis zur Elbe offen stand, den er auch unter großem Blutvergießen zurücklegte. Seine Erfolge hatte er aber mehr seiner List und Schlaueit, als seinem bescheidenen Feldherrntalente zu verdanken.

Wahrscheinlich hätte er noch größeres Unheil in Germanien angerichtet, wenn er nicht im Jahre 5 v. Chr. mit seinem Stiefvater Augustus zerfallen wäre und sich sieben Jahre lang auf die Insel Rhodos zurückgezogen hätte.

Statt des Tiberius kam Domitius als Befehlshaber an den Rhein; er baute die *pontes lungi*, die langen Brücken, in der sumpfigen Niederung bei der Feste Aliso, setzte, ohne Widerstand zu finden, über die Elbe, schloß mit den dortigen Germanen ein Freundschaftsbündnis und errichtete dem Augustus am Ufer des Flusses einen Altar; dann kehrte er an den Rhein zurück. Ihm folgte als Feldherr gegen die Germanen Vinicius, der aber seine Aufgabe nicht zu lösen verstand, so daß Augustus genötigt war, den Tiberius von Rhodos zurückzurufen und ihn nach Germanien zu schicken. Das war im Jahre 2 n. Chr.

Jetzt half ihm seine List und Verschlagenheit wieder. Über die Cherusker konnte er nicht Herr werden, obschon er das Land ringsum mit seinen Legionen umspinnen hatte. Er wußte es aber zuwege zu bringen, daß die Fürsten und Edeln des Cheruskerlandes ihm eine Zusammenkunft an den Grenzen des Landes, wahrscheinlich zwischen Aliso und der Teutoburg zusagten. Sie kamen auch pünktlich zur anberaumten Stunde; aber eingedenk der Treulosigkeit gegen die Sigmabrer sahen sie sich vor. Tiberius aber that sehr freundlich mit ihnen und gab ihnen die Versicherung, daß er an ihre Unterjochung gar nicht denke, und daß sie viel besser thäten, in Liebe und Freundschaft mit ihm zu leben. Mit beredtem Worte schilderte er ihnen die großen Vorteile des Handels, und des Verkehrs zwischen den beiden Völkern. Die jungen Leute suchte er zu überzeugen, daß es in ihrem Vorteile liege, wenn sie römische Kriegsdienste annähmen; mit Ehren und Reichtümern würden sie wieder in die Heimat zurückkehren.

Manche von den Jünglingen ließen sich bereden, und auch Flavius nahm römische Kriegsdienste an. Armin, an den dieselbe Bitte gestellt war, gab ihm zur Antwort: „Um Sold diene ich nicht, wenn du aber gestattest, daß ich eine Anzahl Leute mitbringe, die mir unterthan bleiben, so will ich kommen.“

Man darf den braven Jüngling, weil er in römische Kriegsdienste trat, nicht tadeln und für treulos halten, denn er hatte dabei die edelsten Absichten. Die große Überlegenheit des römi-

schen Soldaten vor dem germanischen Kämpfer erkennend, beschloß er, die römische Kriegskunst zu erlernen und dann wieder in sein Land zurückzukehren, um besser imstande zu sein, sich mit den Feinden zu messen.

Der Vater durchschaute die Absichten seines Sohnes und gab ihm nicht allein die Erlaubnis, sondern erleichterte ihm auch die Ausführung und gab eine Anzahl junger Männer mit, die ganz unter seiner Botmäßigkeit stehen sollten.

Eine günstigere Zeit, in römischen Diensten die Kriegskunst zu erlernen, konnte niemals kommen, denn die Cherusker befanden sich mit den Römern im vollsten Frieden, und es fand zwischen ihnen und Tiberius ein fast vollständig freier Verkehr statt. Tiberius überschwemmte das Land mit seinen Handelsartikeln und tauschte dieselben gegen dortige Produkte um. Dadurch lernten die Cherusker Bedürfnisse kennen, die ihnen bisher fremd gewesen waren, und dieses gereichte wahrlich nicht zu ihrem Nutzen. Noch lieber war es ihm, wenn er für die erhandelten Waren Geld geben konnte, denn der Besitz des Geldes weckt allerlei Gelüste und mindert die Liebe zur Freiheit.

Auch auf andere Weise wußte er den freien Männern beizukommen und sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, ohne daß sie es recht gewahr wurden. Ehrgeizige wurden mit Titeln und Würden beglückt, Segestes z. B., der seine römische Gesinnung nicht verbergen konnte, erhielt das römische Bürgerrecht.

Tiberius versäumte nichts, um die Cherusker mit tausend Fäden zu umspinnen, welche sie banden, ohne daß sie die Fesseln merkten. Gleichzeitig umgürtete er das Land mit festen Plätzen und Kastellen, legte Straßen, Brücken, Kanäle, Kolonien an. Alles dieses geschah in unglaublich kurzer Zeit, und ein Teil des Landes bekam römische Einrichtung, sozusagen, während die Germanen schliefen. Segestes verkehrte viel mit Tiberius und hielt sich häufig in seinen Lagern, im Kastell zu Aliso oder in Vetera auf. Er machte kein Hehl daraus, daß seine Absichten dahin gingen, König der Cherusker zu werden. Wie die Sachen jetzt standen, konnte er sein Ziel nur mit Hilfe der Römer erreichen. Tiberius würde auch ohne Zweifel die Hand dazu geboten haben, wenn er in ihm den geeigneten Mann erblickt hätte, aber das war nicht der Fall.

Armin war unterdessen mit seinen Leuten und noch anderen hervorragenden Jünglingen in Rom angekommen und trat in die Armee, aber nicht für Sold, wie sein Bruder Flavius, sondern als ein freier Mann, der seine Anhänger selbst besoldete. Augustus durchschaute seine Absichten nicht, sondern hielt sein Kommen für eine Unterwerfung, und da er glaubte, daß diesem Beispiele viele andere folgen würden, so nahm er



ihn mit Freuden auf und geizte nicht mit Auszeichnungen.

Armin sah sich plötzlich in den Glanz der römischen Paläste versetzt; aus seinen düsteren Wäldern, wo es an jedem Luxus fehlte, kam er in den berausenden Taumel des Überflusses und der Sinnenslust, der einfachen Naturen so leicht verderblich wird. Trotz seiner Jugend sah er die Größe der Gefahr ein, hielt alle Verweichlichung fern von sich und hatte nur das einzige Ziel im Auge, die Kriegskunst, die Sprache der Römer, ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie ihre schwachen Seiten kennen zu lernen. Mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit begriff er alles, und es dauerte nicht lange, so schien er ein ganzer Römer zu sein. Seine Fortschritte im Kriegswesen und seine Tapferkeit waren so groß, daß der Kaiser Augustus ihn wie eine Perle in seiner Armee betrachtete und ihn nicht allein zum Ritter erhob, sondern ihm auch das römische Bürgerrecht erteilte.

Tiberius kehrte nach Rom zurück und ließ den Sentius Saturnius als Oberbefehlshaber in Germanien. Dieser war ein kluger Mann und trat ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers. Alle Eigentümlichkeiten der Germanen und ihre Freiheitsliebe schonend, verstand er es, die freundschaftlichen Verhältnisse aufrecht zu erhalten und noch zu erweitern. Thatsächlich befand sich das Land in einer fast gänzlichen Abhängigkeit und es fehlte nur noch die förmliche Einverleibung in den römischen Weltstaat.

Sigimer sah es mit Schmerz, aber er konnte es nicht ändern, besonders war es Segestes, der ihm überall, wo er die Freiheitsliebe der Deutschen wach rütteln wollte, entgegentrat. Er mußte sich ebenfalls fügen, aber er that es mit Widerstreben und hielt seinen Sohn Armin durch geheime Boten fortwährend in Kenntnis von den Zuständen des Landes.

Tiberius schenkte dem Jünglinge volles Vertrauen und ahnte nicht, daß seine eigene Verschlagenheit an Armin einen gelehrigen Schüler gefunden.

Endlich war die Zeit gekommen, wo Augustus und Tiberius den Armin so verrömert glaubten, daß er ihnen in seinem eigenen Lande von Nutzen werden könne. Sie begrüßten es deshalb mit Freuden, als er den Wunsch ausdrückte, in seine Heimat zurückzukehren.

Im Teutoburger Walde angekommen, wurde er von den Cheruskern mit Jubel aufgenommen, denn in dem von Gesundheit und Stärke strotzenden Jünglinge erkannten sie den künftigen Befreier. Da er das Alter der Großjährigkeit erreicht hatte, so berief sein Vater eine Versammlung der freien Männer. Hier stellte er den Sohn vor und trat ihm in Gegenwart aller von seinem Eigentume so viel ab, daß er ein vollkom-

men freier Mann wurde. Die Männer nahmen ihn nun in die Gesellschaft der Freien und Wehrhaften auf, und nachdem er so lange römische Waffen getragen, gaben sie ihm das Recht, auch germanische zu führen. Nachdem dieses unter großen Feierlichkeiten geschehen, legte Sigimer sein Amt als Fürst und Vorsteher von hundert Ortschaften nieder. Die Männer waren nicht lange im Zweifel, wen sie wählen sollten; Armin trat an seine Stelle und wurde zugleich ihr Anführer für den Fall eines Krieges.

Da ließ er diejenigen, welche mit ihm in Rom gewesen waren, sowie die übrigen streitbaren Männer in dem heiligen Haine bei den Externsteinen zusammenkommen und redete sie also an: „Meine Brüder, seht um euch! Unser Land ist ringsum von festen Plätzen umgeben; die Römer sind Herren, wohin wir blicken, und fast alle Stämme haben in arglosem Vertrauen ihre Nacken unter das fremde Joch gebeugt. Noch ist es leicht zu tragen, aber wer weiß, wie lange es dauert, bis sie die rauhe Seite herauskehren und mit Gewalt fordern, was sie jetzt in Güte erhalten.“

Beugen wir dem vor, meine Freunde, rüsten wir im Frieden zum Kriege. Die Römer glauben, daß wir ihre Freunde seien, und sie haben Ursache, so zu denken, denn selbst cheruskische Fürsten geizen um ihre Gunst, und allen voran steht in dieser Hinsicht der mächtige Segestes. Es läßt sich jetzt noch nicht ändern und wir müssen den Schein behalten, bis eine günstigere Zeit kommt. Seid stets bereit, meinem Rufe zu folgen und beargwöhnt mich nicht, wenn es den Anschein hat, als seien wir ein römisches Hilfsvolk, Krieger, die mit ihnen gemeinsame Sachen machen.

Während sie schlafen, müssen wir die Fürsten des Cheruskerlandes an uns zu binden suchen, damit wir alle einig werden. Wenn dieses geschehen ist, suchen wir Bündnisse mit den anderen Stämmen, und wenn wir stark genug sind, fallen wir über die Römer her. Viele werden mit uns sein, die jetzt fern sind, auch mein Oheim Ingimer kehrt schon nach wenigen Wochen heim und wird den Altar mit dem Schwerte vertauschen.“

Die Krieger rasselten mit ihren Speeren, schlugen die Schilde aneinander und riefen ihm lauten Beifall zu. Jetzt trat ein Priester auf, der mit in der Versammlung anwesend war und sprach: „Mein Sohn Armin! ich halte es für notwendig, daß du dir unter den Töchtern des Cheruskerlandes ein Weib wählst, denn nur derjenige, welcher mit den Banden des Blutes an die Heimat gebunden ist, giebt sein Leben ohne Bedenken für die Freiheit.“

Armins Augen leuchteten auf; er gedachte der Jungfrau, mit der er als Knabe durch die Wälder gesprungen. „Es giebt nur eine, der ich mein

Herz zuwenden kann, Thusnelda, die Tochter des Segestes; aber er wird sie mir nicht geben, denn wie ich vernommen habe, hat er beschlossen, sie zur Gattin des Bojocolus zu machen, denn dieser steht ebenfalls auf der Seite der Römer und ist ihm deshalb lieb und wert. Die Römer werden geneigt sein, einem Manne, der einen römisch gesinnten Schwiegersohn hat, die Königskrone zu verleihen.“

„Nichts da,“ schrieten alle, „nicht die Römer, wir selbst wählen unsere Könige.“

Der Priester gebot Ruhe und sprach: „Erforschen wir den Willen der Götter! Wuotan hat jedem Manne ein Weib bestimmt. Laßt uns ihn befragen, welche Gattin er dem Armin aufgehoben.“

Er zog eine Anzahl Buchenstäbe aus seinem Gewande und warf sie ohne Wahl auf ein weißes Tuch. Auf diesen Stäbchen waren Runen, d. h. geheimnisvolle Zeichen, die Wuotan selbst erfunden hatte, eingegraben. Ihre Bedeutung war jedem bekannt und man glaubte, daß die Götter die Hand des Losziehenden lenkten.

Der Priester sprach ein Gebet zu den Göttern und die Anwesenden wiederholten es mit lauter Stimme. Armin wollte jetzt die Lose ziehen, aber der Priester wehrte ihm und sprach: „Einem gemeinen Manne steht es zu, seine Angelegenheiten selber zu erforschen, aber wenn der Fürst ein Weib nimmt, so ist das eine Sache, die alle berührt. Ist es nicht so?“

Die Krieger waren dieser Meinung nicht; da fuhr er fort: „So doch gewiß in diesem Falle. Ihr sagt, Segestes wolle Thusnelda einem anderen geben, um König zu werden. An diesem Weibe hängt also unser künftiges Königtum, und wir dürfen sie nur demjenigen erlauben, den die Götter bestimmt haben, denn auch das Königtum kommt von ihnen. Also ist das heutige Losziehen keine Privat-, sondern eine allgemeine Angelegenheit, und nur dem Ewert, dem Priester, kommt das Ziehen zu.“

Da sich kein Widerspruch erhob, so nahm der Priester drei von den Stäben und las die Rune ab. „Seht her,“ jagte er, „in Wuotans Rat und mit Zustimmung Friggas, seiner Gemahlin, ist Armin zum Gatten der Thusnelda ausersehen.“

Armin und die Krieger traten hinzu, beschauten die Runen und fanden, daß er die Wahrheit redete.

„Wohlan,“ sprach der Priester, „gehe jetzt hinauf zur Werbung, und mögen die Götter Segestes' Herz zu deinen Gunsten lenken.“

Armin kehrte in das Haus seines Vaters zurück und schmückte sich, wie an einem Festtage. Die Mutter gab ihm ihre besten Segenswünsche mit und Sigimer begleitete ihn ein Stück Weges. Auch er wünschte ihm Glück und Gelingen, aber er fürchtete eine abschlägige Antwort und

entließ ihn mit bangem Herzen zur Werbung.

Auf der Burg des Segestes angekommen, beglückete ihn Thusnelda. Sie war während seiner Abwesenheit staatlich und groß geworden und übertraf an Schönheit alle Töchter des Landes.

Freudestrahlend reichte sie ihm die Hand und sprach: „Lange bist du in fremden Landen gewesen; fast mußte man glauben, du hast das Herz von deinem Volke abgewendet und seiest ein Römer geworden.“

„Das wird nimmer geschehen, Thusnelda; mein Herz kann nur germanisch fühlen und denken.“

„Aber man gab dir, wie es heißt, das römische Bürgerrecht und machte dich zum Ritter.“

„So ist es, Thusnelda, aber ich sagte dir schon, daß es an meinen Gesinnungen nichts ändert. In den Bergen geht auch das Gerücht, du würdest die Gattin des Bojocolus.“

„Nimmer,“ unterbrach sie ihn; „eher werden die Berge zusammenstürzen und die Thäler sich über die Hügel erheben.“

„Ich wußte es, Thusnelda, und lebe der festen Überzeugung, daß meine und deine Anschauungen dieselben sind. Wirst du also zürnen, wenn ich zu dir komme und dich frage, ob du mein Weib werden willst?“

„Ich zürne dir nicht, sondern ich freue mich vielmehr, denn seit meiner Kindheit habe ich mich an diesen Gedanken gewöhnt. Auch habe ich die Runen befragt und sie sagen mir, daß du zu meinem Gatten bestimmt bist.“

„Auch mir sagten die Runen so, Thusnelda. Begleite mich deshalb zu deinem Vater.“

Thusnelda zögerte nicht; Hand in Hand traten sie vor Segestes. Dieser saß beim Met und schaute die Eintretenden mit finsternen Blicken an. Die Nachricht von Armins Rückkehr hatte ihn schon erbittert, und nun stieg der helle Zorn in ihm auf.

„Was willst du hier?“ fragte er barsch.

„Du siehst mich in Gesellschaft Thusneldas. Es kann nur eine Deutung haben. Ich bin gekommen, ihre Hand zu begehren. Du wirst sie mir nicht verweigern, denn ich bin ein freier Mann, habe Kraft und Mut und ein Erbe, was uns reichlich nähren kann. Zudem bin ich edlen Stammes und wie du, berufen, an der Spitze einer Hundertschaft zu stehen. Billige also meine Wahl und bestimme den Preis, den ich für Thusnelda zu zahlen habe.“

Segestes schaute ihn mit funkelnden Augen an und griff nach dem Spieße, der neben ihm an der Wand lehnte.

„Mäßige dich,“ sagte Armin. „Ich schätze dich hoch als Thusneldas Vater, aber auch diesem räume ich nicht das Recht ein, mich ungestraft anzugreifen. Gib mir Antwort auf meine Frage!“

„Die Antwort lautet, daß du Thusnelda nimmer erhalten sollst; sie ist einem anderen bestimmt.“

„Keinem Besseren,“ nahm Thusnelda das Wort. „Laß den anderen fahren und gieb mich ihm.“

„Sieh', sieh',“ sprach Segestes spöttisch, „das eigene Fleisch und Blut empört sich; aber vergiß nicht, Mädchen, daß der Familienvater Macht über seine Kinder hat und daß er sie verkaufen und sogar töten kann.“

„Heute ist dein Sinn unwölkt,“ sagte Armin, „morgen, wenn du Zeit gehabt hast, über meine Bitte nachzudenken, werde ich wieder kommen.“

„Spare dir die Mühe! Ich bleibe bei meinem Ausspruche!“

Armin ging hinweg und berichtete seinem Vater, was geschehen; auch seinen Freunden und dem Priester gab er Nachricht. Alle waren der Ansicht, er solle seine Werbung zum zweiten- und drittenmal wiederholen, und wenn er auch dann eine abschlägige Antwort erhalte, sie noch einmal in den heiligen Hain berufen; sie würden dann die Götter befragen, wie er sich zu verhalten habe.

Diese Berufung geschah schon nach einigen Wochen. Mit Unwillen hörten die Versammelten seinen Bericht und er fragte, was nun zu thun sei.

„Die Götter haben es beschlossen,“ schrieten alle wild durcheinander. „Will Segestes sie nicht geben, so nehme Armin sie mit Gewalt. Der allgemeine geht über den Privatnutzen.“

Jetzt nahm der Priester das Wort: „Das Weib steht in der Munt des Vaters und der Bräutigam muß sie aus dieser Munt durch Kauf lösen; so ist es Gesetz und Recht. Raub macht die Ehe verächtlich und ungültig, nur der Kauf heiligt sie. Fragen wir also auch jetzt die Götter, ob sie die Gewalt billigen; dann erst darf gehandelt werden.“

Auch jetzt warf er die Stäbe auf ein weißes Tuch, betete und zog die Lose. Armin und die übrigen drängten sich erwartungsvoll um ihn und lasen den Spruch der Runen. Er lautete günstig für Armin.

„Gehe nun und hole sie,“ sprach der Priester. „Damit keine Verachtung auf dich falle, werde ich den Spruch der Götter allenthalben bekannt machen, sobald sie dein Weib ist.“

Armin ging hinweg und rüstete die Kaufsumme. Eine Forderung war zwar nicht geschehen, aber der Priester und die Versammelten hatten sie auf ein Joch Ochsen, ein geräumtes Pferd und die beim Manne üblichen Waffen<sup>29</sup> festgesetzt; die besten Ochsen, das schönste Pferd und die vortrefflichsten Waffen wurden von ihm zur Übergabe an Segestes bestimmt. Nachdem die

<sup>29</sup>Saggenheim 25.

sämtlichen Waffen auf dem Pferde befestigt waren, rief er Elwin und gab ihm auf, die Ochsen zu führen, während er selbst das Pferd am Zaume nahm. Ein paar Freunde, die auch mit Segestes bekannt waren, gaben ihm das Geleite, um Zeugen dessen zu sein, was vorging.

Thusnelda, von seiner Ankunft unterrichtet, stand an einer Fensteröffnung der väterlichen Burg und hielt sich bereit, seinem Rufe zu folgen. Armin trat in das Innere des Hauses und fragte die Mägde, wo sich der Fürst befinde.

„Er ist nicht hier, sondern im Lager des Sentius Saturnius,“ antworteten diese.

„Ich bin gekommen, ihm den Kaufpreis für seine Tochter zu bringen,“ sagte er, ging hinaus und band die Tiere an die eisernen Ringe, die außerhalb an einem Balken befestigt waren; dann bat er eine der Mägde, ihrer Herrin zu sagen, daß er da sei.

Thusnelda kam sogleich herab. Da fragte er sie in Gegenwart der Zeugen, ob sie bereit sei, ihm zu folgen und den zweimaligen Ausspruch der Götter zur Ausführung zu bringen.

„Ich bin bereit dazu,“ entgegnete sie, „und ich erkläre vor dem Antlitze Allvaters und dieser menschlichen Zeugen, daß ich freiwillig und von niemand gezwungen dem Fürsten Armin folge. Jeder Haß, der aus dieser That erfolgen kann, treffe nicht ihn, sondern mich.“

Als dieses geschehen war, brachte ein Knabe einen Zelter und ein Schlachtroß, beide von den Weiden Armins herbei. Thusnelda stieg auf den Zelter und beteuerte, daß sie aus des Vaters Hause keine Aussteuer mitnehme, sondern arm und ohne jegliches Gut, sich an den Herd des Armin begeben, dessen treue Gattin und Helferin sie sein wolle bis an ihr Ende.

Auch Armin schwang sich auf sein Roß und sie ritten dem Hause des Sigimer zu. Alle, welche das schöne, kräftige Paar sahen, begrüßten sie mit Frohlocken.

Die Art und Weise, wie Armin in Thusneldas Besitz gekommen war, hatte sich durch den Priester überallhin verbreitet, und so gab es niemand, der die Heimholung der Braut als einen Raub oder die Ehe mit Verachtung ansah.

Als Segestes aus dem Lager nach Hause kam und hörte, was sich begeben, da kannte sein Zorn keine Grenzen, aber da er hörte, daß Armin nur dem Befehle der Götter gehorcht habe, da hatte er nicht den Mut, Rache zu schwören. Die Ochsen und das Pferd aber tötete er und warf sie mit den Waffen auf einen Scheiterhaufen: die Asche streute er in alle Winde. Sein Plan, sich durch die Tochter zum Könige aufzuschwingen, war nun vereitelt. Um so fester hing er an den Römern, denn nur durch sie ließ sich die Schmach abwaschen, die ihm angethan worden war.

Im Hause von Armins Vater wurde die Hochzeit abgehalten. Von fern und nah kamen Fürsten, Teilfürsten und freie Männer, um ihm Glück zu wünschen; selbst die Römer sandten zum Verdrusse des Segestes Boten an ihn.

Als die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber und Armin und Thusnelda allein waren, gelobten sie sich gegenseitige Hilfe und Unterstützung, besonders aber gaben sie sich die Hand darauf, mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß das Joch der Römer gebrochen werde.

## VI

Saturnius wurde vom Rheine abberufen und der Oberbefehl dem Quinctilius Varus übertragen. Dieser Feldherr war bisher Staathalter in Syrien gewesen. Man sagte von ihm, daß er sich durch ungemessene Habsucht auszeichne und seine Ämter dazu benutze, einen unermeßlichen Reichtum zu sammeln. Als er nach Syrien kam, besaß er nichts, als seine Waffen und seine Uniform; als er dasselbe verließ, hatte er den gesamten Reichtum der Provinz in der Tasche, und diese selbst war ganz verarmt. Auch war er ein Tyrann im wahren Sinne des Wortes und forderte von allen unbedingten Gehorsam und blinde Unterwerfung.

Gewiß behagte es ihm nicht, daß er in ein Land geschickt wurde, welches nicht einmal eigene Münzen besaß, wo goldene und silberne Geschirre und Schmuck fast gänzlich unbekannt waren, wo es keine Paläste und Schatzkammern, nicht einmal Überfluß an Lebensmitteln gab. Aber da er die richtige Art besaß, den letzten Blutstropfen aus den Menschen zu zapfen, so hoffte er doch nicht ganz leer auszugehen.

Gegen die Germanen hegte er die gründlichste Verachtung und scheute sich nicht zu sagen, sie hätten mit Menschen nichts gemein, als die Sprache und die Gliedmaßen. Von ihrer begeisterten Freiheitsliebe, von ihrer Tapferkeit, ihren reinen Sitten, ihrer Treue und Ehrlichkeit hatte er keinen Begriff.

Da sie jahrelang in Ruhe gelebt und sich nicht gegen die Römer empört hatten, so hielt er sie auch für feige, und bedachte nicht, daß Tiberius und sein Nachfolger sich absichtlich mit ihnen auf einen freundschaftlichen Fuß gesetzt hatten. Das Freundschaftsverhältnis hielt er für Unterwerfung.

Keck rühmte er sich, daß er diese Barbaren aus Tieren zu Menschen machen wolle. Sie, die gewohnt waren, so frei als möglich zu leben, die keinem unter ihnen einen Vorrang einräumten und ihre Anführer im Kriege und im Frieden aus eigener Machtvollkommenheit wählten, sollten nun plötzlich nach der römischen Pfeife tanzen

und sich wie die Bewohner der Siebenhügelstadt regieren und verwalten lassen.

Die Cherusker hatten es niemals gekannt, an eine fremde Macht Abgaben zu bezahlen; das sollte aber jetzt geschehen. Augenblicklich wagte er es allerdings noch nicht, in ihr Land einzubrechen, aber in ihrer Nachbarschaft verfuhr er schon ganz nach römischem Schnitte. Systematisch nahm er einen Landstrich nach dem anderen vor und ließ ihn aussaugen. Geld konnte in den wenigsten Fällen gegeben werden, denn sie hatten nur dasjenige, welches sie von den Römern im Handel erworben; aber Varus wußte aus diesem armen Lande dennoch einen Gewinn zu pressen, indem er die Kühe und Ochsen von der Weide wegschleppen, die Pferde von den Pflügen spannen und die Vorratsgruben öffnen ließ. Das alles ließ sich jenseits des Rheins zu Geld machen oder für das Heer verwenden.

Die Einwohner waren ohnmächtig und mußten alles über sich ergehen lassen. Konnten sie gar keine Abgaben bezahlen, so geschah es nicht selten, daß sie als Sklaven hinweggeführt wurden und in den Lagern oder in den Häusern der Römer Knechtsdienste verrichten mußten.

Noch mehr verdroß es sie, daß er bei ihren Streitigkeiten zu Gericht saß und sie verurteilte oder freisprach, je nachdem es ihm recht schien. Kam er in ein Dorf, so gingen die Liktores mit ihren Stabbündeln vor ihm her, und er gebärdete sich wie ein König, der über alle zu gebieten hätte.

Die Germanen waren an ein einfaches, nicht einmal aufgeschriebenes Gesetz gewöhnt gewesen; sie kannten dasselbe, es hatte sich von Mund zu Mund fortgeerbt und gefiel allen, weil es natürlich war und sich nach und nach aus ihren Zuständen und Bedürfnissen entwickelt hatte. Jetzt wurde das auf einmal anders; ihre Wehgeder, ihre Blutrache, ihre Ordale — alles galt nichts mehr. Varus führte ein Heer von Advokaten, Schreibern und Gerichtsknechten mit sich. Diese kannten nichts von den Rechten und Pflichten der Germanen und schauten die Vergehen und Verbrechen auf ihre Weise an. Die Advokaten hielten lange Reden und verdrehten das Recht in Unrecht, das Unrecht in Recht. Dabei waren sie habsüchtig und wußten es immer so einzurichten, daß sie stets den besten Teil bekamen. Varus fällte das Urteil oft auf die ungerechteste Weise und entblödete sich sogar nicht, freie Männer peitschen zu lassen.

Die also Mißhandelten knirschten vor Wut und schworen den Römern tausendfache Rache, aber sie waren zu sehr unter sein Joch geknebelt und konnten sich nicht rühren. Varus umgab sich stets mit großen Scharen von Soldaten und ließ überall die Waffen wegnehmen. An einen Widerstand war also nicht zu denken.

Immer weiter rückte er vor und das ganze Land seufzte unter seiner Geißel. Nur das Cheruskerland war noch frei, und da es mit den Römern einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, so war auch keine Veranlassung vorhanden, dasselbe mit Kriegsscharen zu überziehen. Varus lag damals in seinem Kastell Aliso und schaute mit sehnsüchtigen Blicken in das Bergland hinüber, von dem er nur wenige Meilen entfernt war, stets auf der Lauer liegend, und einen Vorwand ersinnend, wie er in das Land einbrechen und es ganz unter seine Füße bekommen könne.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Im Lande der Cherusker gab es, wie wir bereits gehört haben, eine Römerpartei, an deren Spitze Segestes stand. Sie war klein, aber mächtig. Ihm gegenüber standen die Deutschgesinnten mit Armin an der Spitze. Zu ihm hielten die meisten; er gewann täglich mehr Anhang im Lande. Segestes, welcher noch immer von Rache wegen Thusnelda erfüllt war, wollte seinen Einfluß brechen und sich dann die Königsgewalt zulegen. Er benutzte deshalb jede Gelegenheit, Streit und Unruhen zu erregen, so daß um diese Zeit, wo die Einigkeit so nötig gewesen wäre, allenthalben Zank und Unfriede herrschten. Segestes zog aber bei den Streithändeln stets den kürzeren und er sah voraus, daß seine ganze Macht in Scherben ging, wenn Armin nicht unschädlich gemacht würde.

Da entschloß er sich zu einer unseligen That, die vielen Verderben, ihm aber keinen Vorteil bringen konnte. Eines Abends stieg er zu Rosse und ritt hinab nach dem Kastell Aliso und beehrte Einlaß bei Varus.

Als man diesem meldete, ein Cheruskerfürst begehre eine Unterredung mit ihm, war er hoch erfreut, denn er dachte, nun würden die Früchte vom Baume fallen, ohne daß er ihn zu schütteln brauche.

Um dem Bauernfürsten recht zu imponieren, legte er seine Feldherrnuniform an und begab sich mit feierlichen Schritten in das Gemach, wo Segestes seiner harrete.

„Welches Ereignis verschafft mir die Ehre, einen Fürsten der Cherusker bei mir zu sehen?“ fragte er.

„Zunächst die Bewunderung deiner Größe,“ antwortete Segestes; „aber es sind auch noch andere Gründe, die mich treiben. Ich bin stets ein Freund der Römer gewesen, weil ich sehe, daß sie jedem anderen Volke an Tapferkeit und Kriegskunst vorstehen und in die Länder, wo sie Sieger sind, Wohlstand und Bildung bringen. Diese meine Gesinnung habe ich stets ausgesprochen und alle meine Kräfte angestrengt, um sie auch bei den übrigen Cheruskern zur Geltung zu bringen. Bei vielen ist es mir gelungen, aber

bei noch mehreren stoße ich auf Widerstand. An der Spitze der Römerfeinde steht Armin, ein junger Mensch ohne Verdienst und Erfahrung. Er hat mir eine große Schmach angethan, denn mit beispielloser Frechheit hat er mir meine Tochter Thusnelda geraubt, sich über die Sitten des Landes hinweggesetzt und zu seinem Weibe genommen. Mir gebührt es, der König des Landes zu sein, aber er strebt selbst nach dieser Würde und hetzt die Cherusker gegen mich auf, so daß stets Streit und Blutvergießen im Lande ist. Zögere nun nicht länger, sondern ziehe mit Macht in das Land und unterwirf es bis auf den letzten Mann. Dann wird Ruhe und Friede sein.“

Varus war nicht wenig verwundert, daß der Fürst sein eigenes Land verriet. Was sollte er von einem Mann halten, der so wenig Patriotismus hatte? Auch konnte er nicht glauben, daß Armin den Römern so feindlich gesinnt sei, denn er hatte Briefe von Augustus und Tiberius, in denen er als ein echter Römer, als ein Held von großen Fähigkeiten und als ein Mann von scharfem Verstande gerühmt wurde. Sie rieten ihm an, den Armin für sich zu gewinnen, denn habe er diesen, so habe er auch das Volk. Rache und Eigennutz konnten also nur den Segestes zu seinem Tadler machen.

Um ganz ins klare zu kommen, fragte er ihn, welche Belohnung er für seine Freundschaft erwarte.

„Nur die, welche mir von Rechts wegen zukommt, strafe jenen Verwegenen und mache mich zum Könige.“

Varus wußte genug. „Kehre heim,“ sagte er, „ich will die Sache in Überlegung ziehen und nach Befund handeln.“

Als Segestes sich entfernt hatte, sprach er zu sich selbst: „Dieser Schwachkopf kann lange warten, bis ich ihn erhebe. Er will auf meinen Schultern emporsteigen und sich an dem Räuber seiner Tochter rächen. Dafür verkauft er sein Land. Ich werde kommen, aber einen anderen Helfer und Berater suchen. Armin, den du anklagest, soll mir zur Seite stehen, nicht du.“

Varus brach mit einem Heere von fünfzigtausend Mann von Aliso auf, ging an den Ufern der Lippe hin bis nach dem heutigen Lippspringe und von dort direkt in den Teutoburger Wald. Nach den sehr verständigen Auseinandersetzungen Schierenbergs ist es sehr wahrscheinlich, daß er zwischen dem heutigen Altenbeeken und dem Volmerstod sein Sommerlager aufschlug. Wie sich mit einiger Sicherheit annehmen läßt, stand es an dem Orte, der heute noch Feldrom heißt. Auf diesem Römerfelde, zwei Meilen von Aliso entfernt, begann jetzt plötzlich eine rührige Thätigkeit. Tausende von Soldatenhänden waren vom Morgen bis zum Abende beschäftigt, Gräben zu ziehen, rings um das Lager feste Mau-

ern zu erbauen und alle Einrichtungen zu treffen, die zur Bequemlichkeit und zum Schütze einer Armee notwendig waren.

Dieser plötzliche und unerwartete Einbruch in das Land regte die Gemüter um so mehr auf, weil sie sich im Frieden mit den Römern wußten. Varus hatte das voraus gesehen, darum ließ er überall bekannt machen, er komme nicht als Feind, sondern als Freund, und er habe keine andere Absicht, als das Land vor den Folgen der inneren Zwistigkeiten zu bewahren. Daß er aber schlimmere Pläne im Kopfe hatte, konnte man schon aus der Wahl des Lagerplatzes abnehmen. Er lag in der Nähe der Teutoburg, die er von hier aus im Schach halten konnte, sowie in der Nachbarschaft des heiligen Haines, wo nicht allein die zunächst liegenden Gemeinden, sondern auch das ganze Volk seine Versammlungen, Opfer und Gebete hielt.

Armin hatte die feste Absicht, den Eindringling zu verjagen, aber die Aufgabe war eine sehr schwierige. War es an und für sich schon ein verzweifelttes Unternehmen, mit einer undisciplinierten Schar von Menschen ein Heer von fünfzigtausend wohlgeübten und bewaffneten Krieger anzugreifen, so stand dem Armin noch der Umstand entgegen, daß Segestes ihn als einen Römerfeind verdächtigt hatte; er mußte erwarten, daß Varus ihn bewachen ließ und ihm großes Mißtrauen entgegenbrag. Dieses Mißtrauen zu beseitigen, war die erste und wichtigste Aufgabe, der er sich ohne Zögern unterziehen mußte.

Mit nachdenklicher Miene saß er am Abende des Tages, an welchem Varus in den Teutoburger Wald gezogen war, mit Thusnelda und seinen Eltern am Herdfeuer.

„Warum siehst du so besorgt und nachdenklich aus?“ fragte ihn Thusnelda. Er strich mit der Hand über seine Stirn und entgegnete: „Wie soll sich mein Herz nicht mit Kummer füllen, da mir die Pflicht und die Vaterlandsliebe gebieten, meine Gesinnungen zu verbergen und den Heuchler zu spielen? Als römischer Bürger und Ritter war ich gezwungen, bei Varus zu erscheinen und ihn in unserem Lande zu begrüßen. Die Scham drückt mich nieder, wenn ich bedenke, daß ich in den Augen der Cherusker als ein Römer dastehe.“

„Was hättest du anders thun können, mein Armin,“ sagte Thusnelda. „Dein Weg war dir vorgeschrieben. Weil du der Pflicht und der Schicklichkeit Raum gäbest, darum bist du noch kein Verräter, kein Römer.“

„Mein Sohn,“ nahm Sigimer das Wort, „bis heute war dein Herz frei von Heuchelei und Verstellung, aber es bleibt dir jetzt keine andere Wahl. Lässest du deinem glühenden Hasse die Zügel schießen, dann wird dich Varus töten oder dich in Ketten nach Rom schicken. Für dei-

nen Vater, deine Mutter und dein Weib würde das schwer zu ertragen sein, aber noch tausendmal schwerer für dein Volk, denn Segestes hilft es mit Freuden in römische Ketten schmieden. Nur auf dir beruht seine Zukunft, seine Freiheit! Die Götter werden es dir verzeihen, wenn du nur gegen die Römer unaufrichtig bist, um dein Volk zu retten. Stelle dich immerhin gegen ihn freundschaftlich, während du in der Stille dem Schwur nachlebst, den du am Altare der Ubier gethan.“

„Sei es denn, mein Vater,“ antwortete Armin; „wie auch das Herz bluten mag, es muß geschehen.“

Er rief Elwin. „Mein Freund,“ sprach er, „du bist mir Dank schuldig, und ich brauche dich zu einem großen Werke. Zeige jetzt, daß du es verdienst, ein freier Mann zu sein.“

„Ich bin bereit, alles für dich zu thun, selbst mein Leben für dich zu opfern.“

„So gehe unverweilt zu den Wehrhaften meiner Markgenossenschaft und bestelle sie um die Mitternachtsstunde in den heiligen Hain an den Externsteinen, doch sieh' wohl zu, daß die Botschaft geheim bleibe, und daß auch die Männer ihr Kommen verschweigen.“

„Es soll geschehen,“ antwortete Elwin, und alsbald ging er hinweg und wandelte von Haus zu Haus, und ging auch zu den einzelnen Höfen, die zur Markgenossenschaft gehörten. Leise und verstohlen erfüllte er seinen Auftrag und begab sich bann in den heiligen Hain, um den Fürsten und die übrigen Männer zu erwarten.

Armin beriet indessen mit Sigimer und Thusnelda den Plan, wie die Römer zu vertilgen seien; dann nahm er seinen Speer, verließ das Haus und wanderte durch Schluchten und Wälder hinab zum Thale und von dort wieder hinauf zu dem heiligen Haine. Tiefes Dunkel herrschte. Kein Stern war zu sehen, aber er kannte den Weg und die rauschenden Wasser in der Tiefe. Vom Gurren des Ebers, vom Schrei des Hirsches und vom Heulen des Wolfes begleitet, erreichte er den undurchdringlichen Wald bei den Externsteinen.

Hier trat ihm Elwin entgegen und flüsterte: „Es ist alles besorgt, die Männer werden erscheinen.“

„Wacht man noch im Lager der Römer?“

„Ich bin um die Gräben und angefangenen Mauern geschlichen. Die Römer waren fröhlich und zechten mit den Weibern, aber nun hat Schlaf ihre Augen umfangen. Niemand wacht, als die Schildwachen, welche an den Grenzen des Lagers auf und nieder gehen.“

„Ist der Wald rein? Liegen keine Soldaten versteckt in demselben?“

„Er ist rein. Niemand hört uns!“

„So führe die Männer in die Höhle!“

Nachdenklich ließ er sich in der uns bekann-

ten Höhle der Opfertiere auf einem Stein nieder und wartete. Noch einmal prüfte er in Gedanken sein Vorhaben und fand, daß es gut war. Jetzt glaubte er ein Rauschen im vorigjährigen Laube zu vernehmen. Schnell griff er nach seinem Speiße und harrte des Kommenden.

„Ein Markgenossenschaftler“ flüsterte ihm Elwin, der sich eilig der Höhle genahet hatte, zu.

„Er soll eintreten.“

Jetzt kamen sie rascher aufeinander. Als sie alle beisammen waren, zündete Armin eine Fackel an und schaute im Kreise umher. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Unberechtigter vorhanden war, gab er Elwin den Auftrag, den Zuzug zu bewachen und niemand, wer es auch immer sein möge, besonders aber keinem Römer die Annäherung zu gestatten.

„Freunde,“ hob er jetzt mit leiser Stimme an, „ich hoffe, Männer an euch zu finden. Die Römer hatten es bisher nicht gewagt, ihre Füße in unser Land zu stellen; sie fürchteten den Schall unseres Namens und blieben furchtsam am Fuße der Gebirge, in ihrem festen Kastelle Aliso stehen. Was sie aus eigenem Mute nicht wagten, dazu wurden sie leider durch unsere eigenen Landsleute vermocht. Die Römerfreunde unseres Volkes haben sie gerufen, und nun sind sie da und lagern mit einer großen Macht in unserer Nähe. Das ist nur der erste Schritt, meine Freunde, ein zweiter und dritter werden folgen. Sobald sich diese Römer sicher fühlen, werden sie beginnen, Steuern einzutreiben und Recht zu sprechen. Der freie Mann wird die Ruten zu fühlen bekommen und es wird überall römische Genußsucht und Sittenlosigkeit herrschen. Wir werden keine Germanen mehr sein, sondern Römer, Sklaven.“

„Nimmer soll das geschehen,“ rief einer der Anwesenden.

„Wuotan möge dies verhüten,“ antwortete Armin, „aber stärkere Völker als wir, sind in die Hände der Ausländer gefallen und aus freien Menschen zu Leibeigenen geworden. Soll das bei uns nicht geschehen, so muß vor allen Dingen das Volk unseres Gaues unter sich einig sein; es darf keine Römlinge mehr unter uns geben. Ich brauche euch wohl nicht zu sagen, daß es hochgestellte Männer unter uns giebt, die keine Liebe für ihr Volk haben, sondern nur an ihren Vorteil, an Geld und Ehrenstellen denken. Ihr kennt sie, diese römischen Speichellecker, ihr wißt, daß sie den römischen Adler in unsere Eichenkronen setzen wollen.“

Ein giftiges Murmeln wurde laut; Armin aber beschwichtigt: sie und fuhr fort: „Noch einmal sage ich, Einigkeit thut not, und ich setze hinzu, Verschwiegenheit! Hört, was ich zu thun beabsichtige. Es sollen sich nach und nach alle Markgenossenschaften an einem verborgenen Orte versammeln, und ich will dabei sein und ih-

nen die Gefahren schildern, welche uns von den Römern drohen, damit sie schwören, unser Land frei zu machen und Gut und Blut dafür einzusetzen. Ist dieses geschehen, dann mag der ganze Gau zusammenkommen und sich einen Führer wählen. Sind wir so in der Einigkeit stark geworden, dann tragen wir anderen Stämmen die Bundesgenossenschaft an, bis wir imstande sind, über die Feinde herzufallen und sie niederzumachen.“

Die Anwesenden schüttelten ihre Speere und riefen ihm Beifall zu. Er aber ermahnte sie zur Ruhe und ließ sie den Eid schwören. Als sie dieses gethan hatten, fuhr er fort: „Varus ist bereits mißtrauisch und beobachtet mich mit Argwohn. Darum sind zwei Dinge nötig, von eurer Seite die vollste Verschwiegenheit über das, was hier geschehen ist und noch in Aussicht steht. Nicht Weib, nicht Kind, nicht Eltern und Geschwister dürfen eingeweiht werden. Von meiner Seite ist erforderlich, daß ich mir den Anschein eines Römers gebe. Seid also nicht argwöhnisch und laßt euch nicht verleiten. Böses von mir zu denken. Wenn die Stunde da ist, wird der Löwe aus seinem Lager aufspringen und den Feind zerreißen.“

Sie gelobten ihm Verschwiegenheit und Vertrauen, und jeder begab sich, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, zu seiner Wohnung zurück und hütete sich wohl, die Seinigen in das Geheimnis zu ziehen. Am folgenden Tage aber sah man sie ihre Waffen ausbessern und hörte sie Schlachtlieder singen.

Armin kehrte ebenfalls heimwärts und begab sich zur Ruhe, um für die folgende Nacht frisch und munter zu sein. Von diesem Tage an fand man ihn allnächtlich draußen und jedesmal bei einer anderen Dorfgenossenschaft. Am Tage aber hielt er sich häufig auf dem Römerfelde und an der Seite des Varus auf.

Da Armin in Rom das Kriegshandwerk erlernt hatte, so gab er bei Anlegung des Lagers und der Bauten seine Ratschläge, und diese waren so vernünftig und zweckmäßig, daß Varus sie mit Freuden hörte und befolgte.

Auch Segestes kam häufig, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dem Feldherrn zuzuraunen, daß er sich vor Armin zu hüten habe. Varus gab wenig darauf, denn er wußte, daß Segestes ihn seiner Tochter wegen haßte.

Eines Tages wandelten Varus und Armin zwischen den Neubauten umher; da nahm letzterer Gelegenheit, ihn wegen seiner Kriegserfahrung zu rühmen. „Wahrlich,“ sagte er, „diese Germanen fürchten dich mehr, als sie Cäsar, Drusus und Tiberius gefürchtet haben. Sie wagen es nicht mehr, ihr Haupt zu erheben, weil sie wissen, daß sie deiner Macht und deiner Kriegskunst nicht widerstehen können. Selbst die Che-

rusker, die Streitbarsten von allen, wagen es nicht, die Waffen zu ergreifen.“

„Du sprichst wie ein Freund der Römer,“ sprach Varus, „und doch schildert dich dein Schwiegervater als ein Feind derselben. Wer hat nun recht! Es liegt mir daran, das zu wissen.“

„Ich liebe mein Volk,“ antwortete Armin, „aber ich bin nicht blind. Was wären diese Barbaren ohne die Römer? Diese haben uns Wege und Brücken, Handel, Gewerbe und Märkte gebracht. Durch ihre Bemühungen beginnen wir uns allmählich über das Tier zu erheben und ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Freilich werden wir noch viele Jahrhunderte gebrauchen, ehe wir unseren Lehrern gleich sind. Ich war lange genug in Rom, um den Unterschied zwischen ihnen und uns zu kennen, aber ich weiß, daß wir nur durch sie höher steigen können.“

Varus reichte ihm die Hand und entgegnete: „So habe ich dich immer richtig erkannt, Armin, auch würde dir der Imperator nicht das Bürgerrecht und die Ritterwürde verliehen haben, wenn du dich nicht als treuer Anhänger des Staates erwiesen hättest. Sei deshalb nicht ungehalten, wenn ich die Reden des Segestes und seiner Verdächtigungen anhöre. Ich kenne die unlauteren Quellen, denen sie entspringen; aber wenn du die Wohlthaten, die meine Anwesenheit in Germanien zur Folge haben, zu schätzen weißt, so sollte es dein eifrigstes Bestreben sein, mich zu unterstützen, an der Spitze eines Hilfs-corps zu stehen, welches alle streitbaren Männer deines Gauces umfaßt.“

„Verzeih, mein Feldherr, wenn ich über deine Unkenntnis unserer Verhältnisse lächeln muß. Jedes Dorf bildet eine Markgenossenschaft und der kleinste Mann derselben hat sein Wort mitzureden. Hundert Markgenossenschaften bilden eine Hundertschaft und dieser steht der Fürst vor, den die freien Männer frei wählen. Daß ich ein solcher Fürst geworden, verdanke ich weniger mir, als der Beliebtheit meines Vaters. Wie sollte ich es möglich machen, an der Spitze aller Hundertschaften, des ganzen Gauces, zu stehen? Ich habe lange römische Waffen getragen, deshalb traut man mir nicht, sondern vermutet mit Recht, daß ich mehr den Römern als den Cheruskern zugethan bin. Segestes hat dieses Mißtrauen nicht gegen sich, und wenn er sich öffentlich für die Römer ausspricht, so findet man darin eine Verstellung zu gunsten der Cherusker.“

„Segestes ist ein Narr, der weniger nach der Feldherrn-, als nach der Königswürde strebt; aber beide wird er nicht erhalten, wenn du ihm keck entgegen trittst.“

„Du vergissegst, daß die Cherusker nur dann Feldherren wählen, wenn ein Krieg vor der Thür steht.“

„So muß man einen Krieg ersinnen.“

„Ersinnen? Wie soll ich das verstehen?“

„Sage mir vorher, ob ich blindlings auf dich vertrauen kann?“

„Blindlings!“ antwortete Armin, aber die Lüge gab ihm selbst einen Stich in das Herz.

„Gieb dir den Anschein, als haßtest du die Römer; stelle deinen Landsleuten die Notwendigkeit vor, sich unter einer einheitlichen Leitung zu scharen, so wirst du Vertrauen finden und deinen Schwiegervater leicht aus dem Felde schlagen.“

„Hm,“ entgegnete Armin, „das ist ein schlaues ersonnener Plan, der vielleicht zum Ziele führen könnte, aber wie würde es mir ergehen, wenn meine Falschheit zum Vorschein käme, und das müßte doch in dem Augenblicke, wo ich für Rom, statt für die Cherusker kämpfte, geschehen.“

„Wer Hohes erringen will, muß Hohes wagen, mein Freund; übrigens wird es deiner Überredungskunst nicht schwer fallen, sie aus Feinden zu Freunden der Römer umzuwandeln.“

„Beträume mit dieser Aufgabe lieber einen anderen,“ sagte Armin.

„Nein, auf dich habe ich mein Vertrauen gesetzt. Es genügt vorläufig, wenn die Cherusker sich nicht feindlich gegen mich erheben, wenn ich weiter nach Norden ziehe und das Germanenland mit meinen Legionen umziehe.“

Armin erbat sich Bedenkzeit; „er wolle erst umherhorchen,“ sagte er, „und sich vergewissern, ob der gefährliche Plan auch durchzuführen sei.“

Damit war Varus zufrieden.

Einige Tage später kam Armin mit seinem Vater Sigimer ins Lager und begehrte eine Unterredung mit Varus. Dieser ließ ihm sagen, sie möchten in seine Privatgemächer eintreten, bis er den Segestes entlassen habe.

Segestes war abermals gekommen, um das Ohr des Feldherrn für sich zu gewinnen und schwere Anklagen gegen Armin zu schleudern, aber Varus schenkte ihm keinen Glauben, doch behandelte er ihn mit großen Rücksichten, um es mit keiner Partei zu verderben. Sobald als möglich entließ er ihn und suchte Vater und Sohn auf.

„Nun?“ fragte der Feldherr, „hast du meinen Vorschlag erwogen?“

„Mit Hilfe meines Vaters,“ gab Armin zur Antwort, „hoffe ich die Cherusker unter der Maske der Feindlichkeit gegen Rom zu sammeln.“

„Vortrefflich, vortrefflich mein Freund! Beginne schon morgen deine Thätigkeit!“

„Sie wird eine dornenvolle sein, denn nur durch Lug und Trug kann ich zum Ziele kommen, nur durch Verkleinerung meiner Freunde, der Römer.“



„Male sie immerhin schwarz, mein Freund! Nachher bleibt dir Zeit, sie wieder weiß zu waschen.“

„Und Segestes wird kommen und dir sagen, Armin regt das Volk auf und drängt es zum Kriege gegen die Römer.“

„Um so besser; ich werde dadurch erkennen, daß du am Werke bist. Geh' nun, und komme häufig in das Lager, um mir Bericht über den Fortgang deiner Bemühungen zu erstatten.“

Die Versammlungen der Markgenossenschaften waren vorüber. In gewöhnlichen Zeiten hatten sie sich eigentlich nicht mit Kriegsangelegenheiten zu beschäftigen, sondern nur mit den Fragen, welche die Dorfgemeinschaft, hauptsächlich die gemeinsam benutzten Weiden und Waldungen betrafen, aber Armin hielt es für notwendig, Sorge zu tragen, daß jedem einzelnen die Schmach der Abhängigkeit klar wurde. Erst wenn sie also vorbereitet waren, konnte man zu ernsten Beschlüssen übergehen. Auch in der Versammlung der Hundertschaft konnte nur das Ziel der Begeisterung verfolgt werden.

Endlich war der Boden genugsam vorbereitet, und es kam einer von den Dreizeiten des Jahres, wo die Gauversammlung nach altem Herkommen stattzufinden pflegte. Armin sah ihr nicht ohne Bangen entgegen, denn sicher fand er auf derselben seinen Schwiegervater Segestes. Ein Mittel, denselben fernzuhalten, gab es nicht, denn es war sein Recht, wie seine Pflicht, auf derselben zu erscheinen.

Der Versammlungsplatz war bei den Externsteinen, also so nahe bei dem römischen Sommerlager, daß es fast bedenklich war, dieselbe an dem herkömmlichen Platze abzuhalten. Indessen, Segestes wünschte diese Nähe, und dem Armin schien sie bei näherer Überlegung aus den bekannten Gründen nicht gefährlich. Es wurde also an dem Orte nichts geändert; man begnügte sich damit, ringsum Bewaffnete aufzustellen, welche jede unbefugte Annäherung melden sollten.

Der greise Priester, den wir bereits kennen gelernt haben, war der Vorsitzende der Versammlung. In seinem langen, flatternden Gewande stieg er die Treppe des Externsteines hinauf und eröffnete sie im Namen Wuotans.

Einige Redner traten auf, welche Gesetzesvorschläge machten. Da meldete sich Armin zum Worte, und als es ihm gegeben war, stieg er ebenfalls auf die Höhe des Felsens. Die Versammelten, welche ihn mit voller Manneskraft und blühender Schönheit hoch über den Wipfeln der Eschen und Eichen stehen sahen, riefen ihm lauten Beifall zu und schüttelten aus Begeisterung ihre Speere. Da erhob er seine weithin schallende Stimme und sprach von dem gewaltigen und erhabenen Rednerstuhle herab: „Cherusker, Ge-

setze zu geben und zu ändern haben wir immer Gelegenheit; sie kehrt dreimal im Jahre wieder. Wenn wir die alten in Ehren halten, so thun wir vorläufig genug; aber ein anderes thut uns not. Von diesem Steine herab sehe ich auf das unmauerte Lager der Römer, in welchem nicht weniger als fünfzigtausend Mann liegen, von denen jeder einzelne unserer Freiheit gefährlich werden kann.

Wann hat man einen so schmachlichen Anblick in unserem Lande gehabt? Bis jetzt wagten es die Römer nicht, in unsere Berge zu dringen. Lauernd lagen sie draußen und fürchteten uns. Jetzt aber sind sie da, und nicht lange wird es dauern, so beginnen sie uns Gesetze vorzuschreiben, uns Abgaben aufzulegen, ja, uns zu peitschen. Glücklicherweise unsere Väter, daß sie nicht verdammt sind, diesen Anblick, der jedem echten Germanen die Schamröthe auf die Wangen treibt, ertragen zu müssen. Wollt ihr Knechte sein, so laßt die Römer gewähren, wollt ihr aber frei und eurer Väter würdig bleiben, so jagt sie aus dem Lande.“

Ein ungeheurer Beifallssturm folgte dieser Rede.

Jetzt beehrte Segestes das Wort: „Hört auch das bedächtiger Alter und folgt nicht diesem Brausekopfe. Er schildert die Römer wie Bösewichter und Übelthäter, während sie in Wahrheit den Germanen nur Gutes gebracht haben. Denkt an die Straßen und Brücken, an den Handel und Verkehr, denkt an das viele Geld und die Handelsartikel —.“

Weiter kam er nicht, der allgemeine Unwille unterbrach ihn.

„Krieg! Krieg!“ rief man von allen Seiten.

Segestes beehrte abermals das Wort: „Faßt keinen unüberlegten Beschluß! Varus hat hier ein befestigtes Lager, in Aliso ein Kastell; von dort gehen zum Rheine gute Wege, also stehen ihm alle Legionen vom Rhein und aus Gallien zu Gebote. Er wird uns zerschmettern!“

Armin nahm das Wort nicht mehr, denn er las in den Gesichtern, daß er gesiegt hatte.

Der Priester schritt zur Abstimmung und forderte diejenigen, welche gegen den Krieg waren, auf, die Hände zu erheben. Nur Segestes und einige seiner Anhänger hoben die Hände auf. Als aber nun diejenigen abstimmten, welche für den Krieg waren, da flogen alle übrigen Hände in die Höhe.

„Der Krieg ist beschlossen!“ rief der Priester, „wählet nun einen Anführer!“

„Armin!“ tönte es von vielen Lippen.

„Wählt ihn nicht,“ rief Segestes, „es sprechen viele Dinge gegen ihn. Er ist zu jung und unerfahren, auf seinem Betragen ruht ein Makel, der sonst schwer bestraft wird, denn er hat mir die Tochter entführt. Dazu gesellt sich noch, daß

er in römischen Diensten stand und, wie er sich auch verstellen mag, ein Freund der Römer ist.“

Armin schwieg, aber Elwin nahm das Wort: „Nicht das Alter macht den Feldherrn, sondern kluge Umsicht, Mut und Tapferkeit — er besitzt diese Eigenschaften. Der Raub der Thusnelda wurde von den Göttern gebilligt, die Runen forderten ihn dazu auf — er ist also in diesem Stücke gereinigt. Daß er im römischen Heere diente, ist ein Vorzug, denn er hat dadurch ihre Kriegstaktik erlernt und kann derselben begegnen. Ein Freund der Römer ist er keineswegs, die Cherusker wissen das sehr wohl, und im Munde Segestes', der die Römer ins Land gerufen, klingt der Vorwurf lächerlich und sträflich zugleich. Armin sei unser Feldherr.“

„Segestes sei es!“ rief in verbittertem Tone eine Stimme.

Der Priester forderte die Freunde des Segestes auf, die Hände zu erheben. Das fiel jämmerlich genug aus. Als aber die Abstimmung für Armin vorgenommen wurde, da sah man der Hände viele Hunderte.

„Armin ist unser Führer!“ verkündigte der Priester.

Da gab es einen solchen Freudenlärm, daß der Priester Ruhe gebieten mußte. Segestes und sein kleiner Anhang aber verließen fluchend die Versammlung.

Noch einmal redete Armin zu der Gauversammlung: „Der Krieg ist beschlossen und ihr habt mich zu euerem Feldherrn erwählt. Ich danke für euer Vertrauen und werde es rechtfertigen, aber wir allein sind zu schwach gegen diese fünfzigtausend. Auch die anderen Stämme müssen zu uns halten, wenn wir Erfolg haben wollen. Zwei Dinge muß ich von euch fordern, die Vollmacht, mit anderen Stämmen Bündnisse zu schließen und den Varus in Ruhe zu wiegen. Letzteres kann nur geschehen, wenn ich ihm vorspiegele, wir seien seine Freunde, seine Bundesgenossen. Dieses ist notwendig, damit er nicht vor der Zeit Argwohn schöpft und uns die Waffen und die Freiheit nimmt.“

Obschon dieser Vorschlag bedenklich klang, so erhielt er doch die Genehmigung der Volksversammlung.

„Geht nun nach Hause,“ sagte er, „und rüstet euch, um meines Rufes gewärtig zu sein. Er wird zur richtigen Zeit erfolgen. Stoßet euch nicht an meinem Benehmen und hegt keinen Argwohn, wenn ihr mich bei Varus seht. Ich habe den Römern im Tempel der Ubier Rache geschworen und, bei Wuotan und Allvater, ich werde sie ausführen.“

Der Priester schloß die Gauversammlung, jauchzend und lärmend gingen die Männer auseinander.

Varus stand eben vor seiner Wohnung im

Sommerlager, als er Segestes mit hochgerötetem Gesichte herankommen sah.

„Was bringst du Neues?“ fragte der Feldherr.

„Die Cherusker haben soeben den Krieg gegen dich beschlossen und Armin, den Verfluchten, zu ihrem Feldherrn gewählt. Zögere nun keinen Augenblick, ihn gefangen zu nehmen und zu töten.“

„Du bist ein Schwarzseher,“ antwortete Varus lächelnd. „Warte das Ende ab.“

Segestes ging wütend hinweg. Bald nachher kam Armin. „Großer Feldherr,“ sagte er, „ich muß dir zugestehen, daß du dich auf die Menschen kennst. Genau, wie du gesagt, habe ich gethan, und es ist alles wohl gelungen. Ich komme als Kriegsführer der Cherusker zu dir und habe den Auftrag, dir ein Bündnis anzubieten, doch verstehe wohl, dieses Bündnis soll nur eine Maske sein, bis die Zeit gekommen, wo sich der Freund zum Feinde wandeln kann. Bist du mit mir zufrieden?“ „Vollkommen! du bist ein ganzer Römer!“

## VII

Die römischen Schriftsteller Dio Cassius, Florus und Tacitus stimmen in ihren Angaben über das Folgende nicht ganz überein. Ich folge deshalb Schierenbergs Angaben, weil sie mir in Ort und Umständen am wahrscheinlichsten dünken.

Armin und sein Vater verkehrten fast täglich im Lager und wiegten den Varus in immer größere Sicherheit. Häufig wurden sie zu seinen Mahlzeiten und Festgelagen gezogen und er hatte kaum ein Geheimnis vor ihnen. Auch Segestes befand sich täglich bei Varus, suchte aber vergebens sein Vertrauen zu gewinnen.

Varus betrachtete sich wegen der angebotenen Bundesgenossenschaft schon als Herr im Lande und behandelte die Eingeborenen als römische Unterthanen. Seine Steuerbeamten gingen von Haus zu Haus und forderten Abgaben; er citierte die Streitenden vor sein Tribunal, verurteilte und bestrafte die Verbrecher nach römischen Gesetzen und ließ sogar diese freien Männer peitschen. Das geknechtete Volk schwieg, und wenn es zuweilen die Schmach in Zorn abschütteln wollte, dann ermahnte Armin zur Geduld. Die Zeit, welche er erübrigen konnte, verbrachte er auf Reisen und Zusammenkünften mit anderen Stämmen, und es gelang ihm, sie zu einem Bunde gegen die Römer zu vereinigen. An die Cherusker schlossen sich durch seine unaufhörlichen Bemühungen die Bructerer, Sigambrier, Chatten, Marsen, Chasuarier, Ampsivarier und einige kleinere Völkerschaften.

Endlich war die Zeit gekommen, wo Armin losschlagen wollte. Schon waren seine Bundesgenossen benachrichtigt, daß sie des ersten Ru-

fes gewärtig sein sollten, und die entfernt wohnenden Cherusker kamen bereits auf versteckten Wagen herbei, damit sie, als die ersten an der Arbeit, plötzlich bereit waren. Noch durften sie sich nicht öffentlich zeigen, sondern hielten sich in den das Lager umgebenden Wäldern verborgen. Varus hatte keine Ahnung davon, aber Segestes wußte es durch seine Spione und er hatte die feste Absicht, ihn zu verderben.

Im Lager des Varus wurde ein Gastmahl gehalten; alle höheren Offiziere und die Frauen derselben waren zugegen. Die Tafel prangte im Überflusse, Dinge, welche von den Germanen niemals gesehen worden waren, kitzelten den Gaumen. Armin nahm neben Varus den Ehrenplatz ein. Mitten in der Freude erhob sich Segestes und redete den Feldherrn mit lauter Stimme also an: „Hundertmal habe ich dich vor Armin gewarnt, aber du hast meinen Versicherungen keinen Glauben geschenkt. Heute klage ich ihn offen des Verrates an. Im Schutze deiner Freundschaft hat er nicht allein die Cherusker gesammelt und mit Waffen versehen, sondern auch die benachbarten Stämme zum Abfall von Rom bewogen. Scharen derselben bereiten sich zum Kriege und die Stunde ist nicht mehr fern, wo er die Maske abwerfen und über dich herfallen wird. Darum, o Feldherr, zögere nicht länger, rette Rom und dich selbst, indem du ihn sofort verhaftest.“

Diese Anklage erregte unter den Römern ein ungeheures Aufsehen; die Unterfeldherren erhoben sich von ihren Sitzen, stimmten dem Segestes bei und forderten ebenfalls seine Verhaftung.

Varus wandte sich an Armin und fragte, was er zu dieser Anklage sage.

„Nichts,“ antwortete Armin, „du kennst unser Übereinkommen.“

Die Schwerter fuhren aus den Scheiden und die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf, um den Verräter zu ergreifen; besonders thätig erwies sich Bajocolus, der Fürst der Ampsivarier, denn er konnte es dem Armin nicht vergessen, daß er ihm Thusnelda weggenommen. Segestes glühte vor Freude, denn endlich sah er sich an dem längst erhofften Ziele, den Verhaßten zerschmettert zu sehen.

Varus erhob sich, winkte mit der Hand, daß der Tumult sich legte und sprach: „Segestes, schwer ist deine Anklage, und wenn sie gegründet wäre, verdiente Armin den Tod, aber ich kenne deinen Haß gegen ihn und weiß, daß er die Mücke zum Elefanten macht. Ich werde deine Anklage untersuchen und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„O Feldherr,“ rief Segestes, „bei den Göttern, du rennst in dein Verderben. Zögere keinen Augenblick, sondern lege ihn in Ketten; die Un-

tersuchung kannst du dann in Ruhe und ohne Gefahr führen. Damit du aber siehst, wie sicher ich meiner Sache bin, so verhafte auch mich und meine Freunde, und wenn ich die Unwahrheit rede, so magst du mit mir verfahren, wie mit einem Verräter.“<sup>30</sup>

„Das sei fern von mir,“ antwortete Varus; „ihr mögt heute beide frei von dannen gehen, aber auf morgen um die neunte Stunde lade ich Armin vor meinen Richterstuhl, und auch du sollst erscheinen, Zeugnis ablegen und Beweis bringen, so wird jedem sein Recht.“

Und zu Armin gewandt, fragte er: „Wirst du erscheinen und dich verantworten?“

„Ich werde da sein.“ antwortete Armin, „und morgen wird die volle Wahrheit zu Tage kommen; aber gestatte mir nun, daß ich meine Gattin aufsuche und sie beruhige, denn das Gerücht ist flügelschnell und vergrößert sich mit der Entfernung.“

„Geh' im Frieden! Morgen findest du mich auf dem Richterstuhle.“

Blau vor Zorn wandte sich Segestes an einige Unterbefehlshaber und zischelte ihnen zu: „Wenn wir ihn entkommen lassen, so ist alles verloren! Auf, folgen wir und legen wir ihn auf eigene Verantwortung in Ketten! Varus wird uns später Dank dafür wissen.“

Die Unterbefehlshaber waren nicht so blind, als Varus; sie erhoben sich mit Segestes von der Tafel und folgten ihm in den Wald. Mit einer Rotte rasch gesammelter Soldaten verlegten sie ihm den Weg und fielen ihn mit solchem Ungestüm an, daß er nicht Zeit hatte, sein Schwert zu ziehen. Eilig schleppten sie ihn hinweg, beluden ihn mit Ketten und warfen ihn in einen Turm des Lagers.

Varus hörte den Lärm und fragte, was sich draußen begeben. Ein Diener ging hinaus, um nachzusehen, und kam mit der Nachricht zurück, soeben habe man den Feldherrn der Cherusker in Ketten gelegt. Varus wütete, forderte die Thäter vor sich, warf ihnen ihren Ungehorsam vor und ließ sie selbst in Verwahrung nehmen. Dem Segestes verbot er, weiter zu sprechen und befahl ihm, sich nach Hause zu begeben und morgen vor seinem Tribunale zu erscheinen; den Armin aber ließ er seiner Ketten entledigen und frei gehen, wohin es ihm beliebte.

Armin schlug nicht die Richtung nach seiner Wohnung ein, sondern begab sich nach dem heiligen Haine. Hier waren mehrere von den Anführern versammelt; die wehrhaften Männer aber lagen in Schluchten versteckt und waren des Rufes ihrer Führer gewärtig.

„Meine Freunde,“ sprach Armin, „die Würfel sind gefallen. Unsere Bundesgenossen sind noch

<sup>30</sup>Florus IV, 12, – Cassius Dios römische Geschichte LVI, 12 u. f.

nicht da, aber wir sind gezwungen, ohne sie loszuschlagen. Morgen muß es sich entscheiden, ob wir Sklaven oder freie Männer werden. Die Runen versprachen uns die Freiheit, und an uns liegt es, dieselbe zu erringen. Keine Zeit ist zu verlieren, denn Segestes hat mich des Verrates angeklagt und morgen um die neunte Stunde soll ich vor Varus' Tribunal erscheinen. Ich werde gehen, aber nicht er wird richten, sondern wir. Wenn ich durch das Thor des Tribunals getreten bin und mich vor den Richterstuhl begeben habe, dann rückt heran, erschlagt die Wachen am Thore und stürmt in das Lager. Dort können sie uns nicht entweichen, sie müssen kämpfen oder sterben. Damit aber Segestes und seine Freunde uns nicht das Spiel verderben, so müssen sie unschädlich gemacht werden. Mein Vater, du wirst ihn und Bojocolus gefangen nehmen, sie mit Ketten beschweren und in die Teutoburg werfen, bis die Schlacht vorüber, der Sieg erfochten. Dann mögen sie zu ihrer Schmach die Freiheit wieder erlangen.“

„Meine Freunde,“ fuhr er fort, „leider müssen wir den Schlag früher wagen, als beabsichtigt; unsere Bundesgenossen sind nicht benachrichtigt, aber es bleibt uns keine andere Wahl. Angreifen oder angegriffen werden, ein drittes giebt es nicht; geht zu euren Leuten, begeistert sie für die Freiheit und sagt ihnen, daß sie niemals frei werden, wenn es jetzt nicht geschieht. Billig ist es, daß meine Cherusker den ersten Angriff machen und der Gefahr zunächst ins Auge sehen. Laßt also meinem Vater Sigimer den nächsten Posten beim Lagerthore. Ihr anderen aber haltet euch alle bereit, zur Zeit da zu sein. Ich verlasse euch nun. Morgen um die neunte Stunde sehen wir uns wieder.“

Armin und alle, zu denen er geredet, verließen die Externsteine, jeder ging an seinen Ort. Armin selbst ging gedankenschwer durch den Wald, aber er vermied die gebahnten Wege, um den Römern nicht in die Hände zu fallen. An einem steilen Abhänge herunter gelangte er in ein enges, von einem Bache durchflossenes Thal. Sinnend ging er an dem Ufer desselben aufwärts; ringsumher herrschte eine größere Dunkelheit, als auf den Bergen, denn die Wälder traten nahe zusammen und von dem Bache stieg ein dichter Nebel auf. Jetzt blieb er an einer Stelle stehen, wo das Thal sich zu einem Kessel erweiterte, der vom dichten Walde bestanden war.

Von seinen Lippen ertönte der Ruf eines Uhu und alsbald tauchte aus dem Waldesdunkel ein Mann auf: „Was befiehlt mein Feldherr?“ fragte er.

„Elwin,“ antwortete Armin, „die Würfel sind gefallen.“

„Dank den Göttern!“

„Mein Vater beschäftigt sich mit dem Verhaf-

ten der Römlinge. Vor Tagesanbruch aber wird er wieder bei euch sein und so lange sollst du seine Stelle vertreten. Führe deine Leute unter dem Schirme der Nacht in die Nähe vom Römerfelde, dort sollen sie lagern und sich versteckt halten. Suche die mutigsten deiner Leute heraus; sie sollen sich nahe dem Eingange des Lagerthores halten und aufpassen, bis sie mich hineingehen sehen. Sobald ich in den Räumen des Tribunals verschwinde, sollen sie vorbrechen und die Wachen ermorden; kein Mann von ihnen darf übrig bleiben und die Ausführung muß schnell geschehen. Von der guten Befolgung hängt mein Leben und die Freiheit ab.

Sobald dieses geschehen ist, strömt ihr alle herein und fallt über die Legionen her. Doch um diese Zeit werde ich schon bei euch sein.“

„Wohl, mein Feldherr, es soll alles pünktlich ausgeführt werden.“ Armin ging hinweg, Elwin aber rief: „Erhebt euch!“

Sofort wurde es im Walde lebendig, und der ganze Thalkessel füllte sich mit Menschen. Dumpf hallte der Wiesenboden von ihren Tritten, aber nur einen Augenblick, dann konnte das schärfste Ohr kaum vernehmen, daß viele Tausende den Bach entlang marschierten.

Armin schlug nun eine andere Richtung ein und gelangte näher der Teutoburg an einen anderen Haufen Bewaffneter, denen er den Auftrag gab, in der Nacht die sämtlichen Wachtposten niederzumachen, welche die Verbindung mit Aliso offen erhielten; dann aber an einer bestimmten Stelle in den beinahe geschlossenen Ring einzurücken.

Jetzt begab er sich zur Teutoburg, um sich zu überzeugen, ob Segestes, Bojocolus und ihre Freunde gefesselt eingebracht seien. Als er alles besorgt fand, wie er es wünschte, rief er einige tüchtige Reiter herbei und gab ihnen den Auftrag, sofort zu den Bundesgenossen zu reiten und sie zu benachrichtigen, daß morgen der Kampf beginnen müsse.

Nachdem er alles umsichtig besorgt und seine Anordnungen getroffen hatte, begab er sich in seine Burg, wo Thusnelda seiner in großer Unruhe harrte, denn sie hatte schon vernommen, was sich auf dem Gastmahle ereignet.

Fragend hing sie an seinem Antlitze und an seinen Augen, aus denen, wie Vellejus Paterculus sagt, das Feuer der Seele strahlte.

„Mein liebes Weib,“ sprach er, indem er ihr die Hand drückte, „morgen geht, wenn die Götter nicht dagegen sind, die Sonne der Freiheit auf.“

„Möge sie nicht dir, unserem Volke und mir in blutigem Antlitze erscheinen,“ gab sie zur Antwort.

„Wie?“ fragte Armin überrascht, „verliert mein herrliches Weib den Mut, wenn die Stunde

der Gefahr naht.“

„Nein, mein Armin,“ entgegnete sie mit stolz erhobenen Haupte; „ich will selbst zum Schwerte greifen, wenn es Nutzen bringt; nicht die Furcht, die Liebe läßt mich bangen. Mein Vater warf dich, du warfst meinen Vater in Ketten — wie wird das enden! Die Römer wirft du schlagen, ich zweifle nicht daran, aber was wirst du mit meinem Vater thun?“

„Fürchte nichts,“ gab er lächelnd zur Antwort; „dein Vater muß unschädlich gemacht werden, damit er nicht gegen die Freiheit seines Volkes kämpft, und im Kampfe vielleicht den Tod findet. Ihm wird kein Haar gekrümmt; sobald wir den Sieg errungen und die Römer aus dem Lande geschlagen, setzen wir ihn in Freiheit; wenn aber die Römer siegen, nun, so geht er wieder zu ihnen, und sicher, sie werden ihn hochhalten, da er dem blinden Varus so gute Ratschläge gab.“

Befriedigt schloß sie ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte: „Dank dir, guter Mann, bester und edelster unter den Cheruskern.“

Am folgenden Morgen in aller Frühe gürtete sich Armin mit dem Schwerte, nahm Abschied von Thusnelda und schwang sich auf sein Roß. Vor dem Beginn der Gerichtsstunde wollte er noch einmal die Stellungen seiner Leute besuchen und sie so nahe an das Lager ziehen, daß sie sozusagen mit einem Sprunge am Thore sein konnten. Er fand sie alle, auf ihren Posten, voll Begeisterung des wichtigen Augenblicks wartend.

Zuletzt traf er bei der Schar seines Vaters ein. „Du wirst in der Stunde der Gefahr zunächst bei mir sein,“ sagte er. „Segne mich, ehe ich hingehe, denn mit dem Segen des Vaters wachsen Mut und Hoffnung!“

Sigimer legte die Rechte auf sein Haupt und sprach: „Allvater, du hast ihn gerufen, denn du bist der Quell der Freiheit. Wuotan, sende die Walkyren, daß sie die Schlacht zum Vorteile der Germanen lenken!“

Armin erhob sich und ritt auf einem Umwege zum hinteren Lagerthore. Die Wachen schritten dort auf und ab, und in einem Gemache nahe am Thore saß eine Schar Söldner beim Spiele, die Legionen aber befanden sich in ihren Kammern und in den Ställen, niemand war gerüstet.

Er begab sich durch die verschiedenen Höfe, um sich zu überzeugen, wie es mit den Legionen stände, dann schritt er weiter und am vorderen Thore heraus, denn vor demselben lag das Tribunal. Einen Augenblick zeigte er sich am Thore, damit ihn sein Vater sähe, dann begab er sich in den Gerichtssaal. Die Advokaten und Schreiber hatten schon ihre Sitze eingenommen, und jetzt erschien auch Varus, aber nicht im Kriegskleide, sondern in der Toga.

„Wo bleibt Segestes, dein Ankläger?“ fragte

er.

„Segestes kann nicht kommen, Varus, denn ich habe ihn und seine Freunde in Ketten gelegt. Meine eigenen Ketten aber, die ich so lange zur Schmach der Freiheit getragen, reiße ich heute von meinen Gliedern und künde das Bündnis, von dem ich dir gesagt habe, daß es nur so lange dauern soll, bis wir stark genug sind, uns frei zu machen.“

Varus und die Advokaten standen wie versteinert; Armin aber verließ hochohobenen Hauptes das Tribunal und schritt dem Eingangsthore zu, aus welchem er gekommen war. Dort war indessen sein Vater mit einer Schar kräftiger Männer eingedrungen. Im Handumdrehen hatten sie die Wachen niedergemacht.

„Auf zum Kampf!“ rief Armin und schwang sein Schwert um das Haupt. Durch das Thor drängte sich nun Schar an Schar, im Nu war der Vorhof von ihnen erfüllt, und immer neue Scharen drängten nach.

Die Soldaten, welche in den verschiedenen Räumen zerstreut waren, hörten den Lärm und kamen neugierig herbei, um zu sehen, was es gebe. Die Cherusker trieben sie mit großem Geschrei vor sich her. Auf dem ummauerten Marsfelde, dem Exerzierplatze, bekamen die Männer Raum, ihre Waffen zu gebrauchen und gewaltig fielen ihre Schläge auf die Häupter der Römer. Diese, ungeordnet, teilweise ohne Waffen, verteidigten sich, so gut sie konnten, aber sie fielen wie Schneeflocken. Ehe noch Varus sich gerüstet hatte und zur Stelle war, ehe die Offiziere das Kommando übernehmen konnten, lagen schon Wälle von Leichen da. Vergebens war der Zuruf des Varus, vergebens die Anstrengungen der Führer. Die Schläge fielen immer dichter, das Blut floß in Strömen und die Römer verloren mit jedem Augenblicke mehr Terrain. Als das Marsfeld geräumt war, stürmten die erbitterten Germanen in die Gebäude; auf Treppen und Gängen, in Zimmern und Sälen wurde gekämpft, den ganzen Tag dauerte das Schlachten.

Varus befürchtete, das in den geschlossenen Räumen kein Mann übrig bleiben werde, deshalb gab er den Befehl, daß sich die Legionen durch das hintere Thor aus dem Lager zurückziehen und das freie Feld gewinnen sollten.

Armin machte Halt, denn er wußte, daß sie ihm nicht entrinnen konnten, weil er ihnen den Weg nach Aliso verlegt hatte; auch bedurften seine Streiter der Ruhe, um morgen wieder frisch zum Angriff zu sein. Die Römer benutzten diese Ruhe, um sich nicht weit vom Lager zu verschanzen. Tausende von Händen waren thätig, die Gräben auszuwerfen und die Wälle zu bauen.<sup>31</sup> Da sie aber nicht so rasch fertig werden konnten und doch einen Schutz haben mußten,

<sup>31</sup>Cassius Dio LVI, 21.

so stellten sie den Wall zur Hälfte aus Wägen und allerlei Geräten her.

Ihr Zustand war äußerst beklagenswert, denn im Sommerlager hatten sich eine Menge von Weibern, Kindern und dienenden Sklaven befunden, die in dem neuen Lager ebenfalls untergebracht werden mußten. Sie schrieten vor Furcht und machten die Verwirrung noch größer.

Armin ließ einen Teil seines Heeres im Sommerlager zurück, ein anderer umging die Römer, verlegte ihnen den Rückzug und besetzte alle Höhen.<sup>32</sup> Es konnte von Aliso als weder Hilfe kommen, noch konnten sie dahin entfliehen, und doch war dieses der einzige Weg der Rettung.

Schrecklich war für die Römer die Nacht, denn immer mußten sie befürchten, daß die Cherusker über sie herfallen würden. Das geschah aber nicht, aber die ganze Nacht hörten sie ihr Siegesgeschrei und sahen auf den Höhen der Teutoburg die weit hinaus leuchtenden Feuer, welche den Germanen die gewonnene Schlacht verkündigen sollten.

Groß war der Jammer, als die Sonne aufging. Varus sah zu seinem Schrecken, daß ihm die Straße nach Aliso und also auch nach dem Rheine verlegt war. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als dieses Kastell auf einem Umwege zu erreichen.

Die Wagen und das Gerät, womit der Wall zum Theil hergestellt war, wurden verbrannt, denn sie mußten jetzt einen Weg einschlagen, auf welchem sie dieselben nicht vorwärts bringen konnten.

Mutlos brachen sie auf und nahmen die Weiber und Kinder in die Mitte. Sobald sie die Verschanzung verlassen hatten, fielen die Feinde wieder über sie her, und unter steten Kämpfen zogen sie sich nordwärts, um vom heutigen Winnfelde herab nach Aliso zu gelangen. Nachdem sie die kahle Gegend zwischen Feldrom und Horn unter steten Kämpfen durchwandert hatten, gelangten sie wieder in den Wald. Hier wurden sie von den siegestrunkenen Germanen abermals angefallen und zu Hunderten niedergemetzelt. Der Sturm erhob sich, ein gewaltiger Regen ergoß sich vom Himmel und durchweichte den Erdboden.

Sie wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung, aber der Weg vom Sommerlager bis zum Thal der Berlebecke, welches sie erst am Abend erreichten, war allenthalben mit Leichen bedeckt. Da saßen sie unten im Thale; der Abend kam, es fehlte ihnen an Lebensmitteln, teilweise sogar an Waffen, vielleicht an Werkzeugen, denn sie warfen keine Verschanzungen auf, sondern blieben die Nacht über in ungeschützter Lage. Die Germanen aber sangen ihre Schlachtgesänge

und zündeten auf allen Höhen Feuer an. Das waren schnelle Boten; überall wurden die Siege der Germanen bekannt, und ehe man noch Nachrichten über die Einzelheiten hatte, gerieten die Stämme von der Elbe bis an den Rhein in eine fieberhafte Bewegung. Wie schrecklich aber war die Nacht für die Römer! Ohne Dach und Bedeckung lagen sie an dem Bache; ihres Lebens keine Sekunde sicher, wurde der schreckliche Zustand noch durch das Jammern der Weiber und das Schreien der Kinder erhöht. Unaufhörlich strömte Regen vom Himmel und durchnäßte nicht allein ihre Kleider, sondern auch den Boden, auf dem sie lagen. Die Flammen der Siegesfeuer, die Schlachtgesänge der Germanen, Hunger, Durst und Wunden waren nicht geeignet, ihre Gefühle angenehmer zu stimmen.

So brach endlich der Morgen an. Mit Schrecken schaute Varus auf seine zusammengeschmolzenen Legionen und auf den Troß der Wehrlosen, die bei denselben waren. Seine Lage hatte sich während der Nacht noch bedeutend verschlimmert, denn die Cherusker, welche in den beiden vorhergehenden Tagen Sieg auf Sieg gehäuft hatten, waren nicht mehr allein; auch die Bundesgenossen waren gekommen.

Seine Absicht, aus dem Thal der Berlebecke über das heutige Winnfeld nach Aliso, seiner einzigen Hoffnung zu kommen, konnte selbst ohne Bedrängnis des Feindes nicht leicht ins Werk gesetzt werden, denn sowohl auf dem direkten, als auf Umwegen hatte er die Quellen und Nebenflüsse entweder der Ems oder der Lippe zu passieren, und die ganze Gegend war voll Sümpfe und Moräste. Nun aber gesellten sich noch die schwierigsten Umstände dazu. Die Überbleibsel der Legionen waren mutlos und wohin sie sahen, schauten sie auf einen stets wachsenden Feind. Sicherlich hatten sie darauf gerechnet, daß ihnen vom Rhein her Hilfe zukommen würde. Varus und seine Unterfeldherren hielten deshalb von der Höhe des Winnfeldes herab Umschau über die Niederung, in welcher Aliso lag, aber da war weit und breit kein Römer zu sehen.

Sie flehten zu den Göttern um Hilfe und Sieg; da brachen mit furchtbarem Kriegsgeheul die Germanen über sie herein. Armin, auf hohem Rosse, flog bald hier-, bald dorthin, um seine Scharen mit feurigen Worten zu stacheln, und es entstand ein Gemetzel, wie das Cheruskerland noch keines gesehen. Die Römer wehrten sich noch lange mit dem Mute der Verzweiflung, aber gegen die ungestüme Tapferkeit der Germanen vermochten sie nichts. Zu Hunderten und Tausenden sanken sie in den Tod. Kein Flehen, keine Händeringen half, die Germanen waren zu erbittert über die lang ertragenen Unbilden.

Varus setzt sich den größten Gefahren aus, kämpfte mit dem Schwerte in der Faust wie

<sup>32</sup>Vellejus Paterculus.

ein gemeiner Soldat, aber gerade diese Aussetzung seiner Person trug ihm Wunden ein. Das Blutbad wurde größer, je höher die Sonne stieg, und endlich war es nur noch ein Schlachten. Als Varus sah, daß aus der furchtbaren Lage keine Rettung war, da wurde er von der Verzweiflung übermannt und stürzte sich in sein eigenes Schwert, um den Tod nicht von Feindeshänden zu erdulden. Seinem schmachvollen Beispiele folgten auch mehrere Unterbefehlshaber.

Ihrer Führer beraubt, wurde die Lage der Überlebenden noch schlimmer; sie warfen die Waffen weg und ließen sich ohne Widerstanderschlagen oder gefangen nehmen. Nur ein kleines Häuflein entkam nach Alisound rettete sich an den Rhein, um den dortigen Besatzungen die schreckliche Nachricht zu bringen, wie im Teutoburger Walde die Blüte des römischen Heeres zu Grunde gegangen.

Armin hatte eine Kriegsthat ausgeführt, wie die alte Geschichte keine größere That aufzuweisen hatte. Vom Winnfelde bis nach Feldrom lagen die Leichen der Römer in Reihen und Haufen, so daß man an der Menge des Blutes und der Körper genau den Weg verfolgen konnte den die dreitägige Schlacht genommen. Die Wut der Germanen war so groß, daß sie selbst die Toten noch verstümmelten. Dem Varus schlugen sie das Haupt ab und schickten es an Marbod, den König der Markomannen, um ihn anzufeuern, mit den Römern in gleicher Weise zu verfahren, wie sie. Marbod aber sandte das Haupt nach Rom an den Augustus, eine That, die ihn in den Verdacht bringt, daß er es damals mehr mit den Römern, als mit den Deutschen hielt. Die Kastelle, welche die Römer zur Bezwingung der Cherusker angelegt hatten, fielen jetzt ohne Schwertstreich, nur Aliso nicht, denn es war zu fest und die Germanen waren im Erstürmen von festen Mauern nicht geübt.

Nachdem die Schlacht vorüber war, wurden die sämtlichen Gefangenen nach Feldrom in das Sommerlager geführt, und Armin setzte sich auf demselben Tribunale zu Gericht, wo er vor drei Tagen als Angeklagter gestanden.

In der Rotunde stehend, hingen über seinem Haupte die Adler und Feldzeichen, die in der Schlacht erbeutet worden waren. Spottend blickte er zu denselben empor und verhöhnte sie, indem er sich rühmte, sie den bisher für unüberwindlich Gegoltenen abgenommen zu haben; nun aber sollten sie nicht mehr den Kriegszügen der Römer folgen, sondern in den heiligen Hainen zum Ruhme der Götter aufgehängt werden.

In weitem Kreise standen die niedergeschlagenen Gefangenen, die Gefürchteten mit Ketten, andere mit Stricken gebunden, die meisten frei, aber alle ohne Waffen, um sie her die Sieger.

Armin hieß diejenigen vortreten, die sich durch Bedrückung des Volkes und auf andere Weise schuldig gemacht hatten, und er fällte Urteile, wie sie der damaligen barbarischen Zeit und der aufgeregten Kriegswut angemessen waren. Uns widern sie an, aber wir sehen auch, daß nach zweitausend Jahren einer stetig fortschreitenden Bildung der entfesselte Zorn in unseren Tagen fast noch wilder verfährt. Ich erinnere nur an die Greuel des russisch-türkischen Krieges (1877).

Einige wurden verurteilt, an den Galgen zu sterben, welche die Römer zurückgelassen, andere verfielen dem Beile oder wurden verurteilt, in den heiligen Hainen auf den Altären der Götter zu sterben; der Rest verfiel der Gefangenschaft und der Sklaverei. Am schlimmsten erging es den römischen Advokaten, welche das germanische Recht mit Füßen getreten und mit schwulstigen Worten nach römischen Gesetzen das Volk verurteilt hatten. Wütend fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Zungen aus oder nähten ihnen den Mund zu. Ein Germane hielt eine der abgeschnittenen Zungen in der Hand, betrachtete dieselbe mit Haß und Verachtung und rief: „Nun zische noch, Schlange, wenn du kannst!“

Nachdem das Urteil gesprochen und die Gefangenen hinweggeführt waren, verteilte Armin die Beute, dann begaben sie sich zu den Externsteinen und schlachteten die den Göttern bestimmten Gefangenen. Wenden wir uns von dem grausigen Bilde ab und gehen wir freundlicheren entgegen.

Mit der Beute wurden auch die Gefangenen verteilt. Mancher, welcher in Rom einen Palast und ungemessenen Reichtum besaß, war jetzt gezwungen, den Acker zu bauen, das Vieh zu hüten, Holz zu spalten und die geringsten Knechtsdienste zu verrichten.

Armin, der gefeierte Held, dem man überall, wo er sich blicken ließ, zujubelte, verrichtete jetzt eine That der Großmut, indem er seinen Schwiegervater seiner Ketten entledigte und ihn auf freien Fuß setzte. Segestes hatte ihm viel Leid angethan, und er durfte voraussetzen, daß er ihn getötet haben würde, wenn er die Macht in Händen gehabt hätte. Aber Armin betrachtete ihn nicht als Feind, sondern als Vater seiner Gattin. Segestes' Haß wurde auch dadurch nicht gebändigt. Seine Freiheit benutzte er nur, um neue Fallstricke vorzubereiten. Einen großen Schmerz machte es ihm noch, daß sein eigener Sohn Sigmund mit Inguimer die Ara der Ubier verließ, seine Priesterbinde zerriß und zum Teutoburger Walde kam, wo er sich in aufrichtiger Verwunderung der Heldenthaten Armins zu den Feinden seines Vaters schlug.

Armin kehrte zu Thusnelda zurück, die den großen Sieger mit Stolz empfing und ihn dank-

bar umarmte, weil er den Vater so großmütig freigelassen hatte.

Für die Cherusker brachen nun bessere Tage an; kein Römer wagte sich mehr in ihre Gebirge. In Rom brachte die Nachricht von der Niederlage des Varus Angst und Schrecken hervor. Augustus, welcher durch diese Schlacht die schönste Blüte seines Heeres verloren hatte, lief mit dem Kopfe gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

Die Thore der Stadt wurden geschlossen, denn man fürchtete, die siegreichen Germanen würden hereinbrechen und alle Einwohner vernichten, aber das war eine unzeitige Furcht. Die Sieger waren zufrieden, daß sie den Feind aus dem Lande geschlagen hatten, erobern wollten sie nichts.

## VIII

Die dreitägige Schlacht im Teutoburger Walde war am 9., 10. und 11. September<sup>33</sup> des Jahres 9 n. Chr. geschlagen worden. Bei den guten Straßen der Römer brauchten die Boten, welche die Hiobspost nach Rom brachten, nicht lange Zeit; sie trafen die Römer völlig unbereitete auf ein so unerwartetes und furchtbares Ereignis. Ihre Angst war in der That nicht ohne Grund, denn bei den vorhandenen Zündstoffen wäre es den Germanen nicht schwer gewesen, ganz Gallien zu erobern und die Römer in ihren eigenen Mauern zu bedrohen, aber bald faßten sie wieder Mut, denn die Germanen blieben ruhig und da Marbod, statt die Fesseln der Römer abzuschütteln, das Haupt des Varus mit einem Beileidsschreiben nach Rom sandte, so sahen sie wohl, daß die alte Uneinigkeit der deutschen Stämme auch jetzt, nach dem gewaltigen Siege, noch nicht verwischt war.

Die Wahrheit zu sagen, war dem Marbod durch den Sieg der Germanen kein Dienst geschehen. Grundverschieden von dem Charakter des Armin erstrebte er nur einen großen Militärstaat mit sich selbst an der Spitze; er wollte nur Macht, nicht Freiheit der Völker, deshalb kam ihm Armins Sieg ungelegen; er fürchtete, daß dadurch Empörungen unter seinen eigenen Leuten geweckt würden.

Die Römer begannen wieder, nach alter Gewohnheit, in Lust und Überfluß zu leben und in Genüssen aller Art zu schwelgen und gedachten der erlittenen Niederlagen nicht mehr. Kaiser Augustus starb, und auf den Kaiserthron stieg Tiberius, der einst am Rheine die Legionen kommandiert hatte. Fünf Jahre lang hatten die Germanen Ruhe; die Legionen lagen zwar am Rhein, aber sie blieben auf dem linken Ufer.

<sup>33</sup>Guggenheim 86.

Die Unthätigkeit aber verleitete die Soldaten zu Empörungen.

Da schickte Tiberius den Germanikus, den Sohn des Drusus, an den Rhein, um die Legionen zu beschäftigen und zu beschwichtigen. Germanikus hatte von Anfang an den Gedanken, die varianische Niederlage zu rächen und den groben Schandfleck von den römischen Waffen zu wischen. Die Empörung unter den Legionen war bald gestillt, aber es war vorauszusehen, daß sie sich rasch erneuern würde, wenn sie nicht beschäftigt wurden.

Die Spionen des Germanikus durchstrichen die germanischen Wälder und brachten ihm die unliebsame Nachricht, daß Armin von seinem Volke vergöttert werde und jeder Stunde zum Krieg vorbereitet sei, aber sie verschwiegen ihm auch nicht, daß der alte Römerfreund Segestes noch immer eine kleine Partei im Lande habe und seinen Schwiegersohn tödlich hasse.

Letzteres war allerdings nicht zu verachten, aber bei den Cheruskern war einstweilen doch noch nicht anzukommen. Germanikus hielt es deshalb für rätlich, seine Legionen zuerst in einen weniger gefährlichen Gau zu führen, um sie wieder an die Kämpfe mit den Germanen zu gewöhnen. Er fiel in das Land der Marsen ein, verheerte dort alles mit Feuer und Schwert und zerstörte auch den Tempel der Tanfana, der in Dortmund stand, wo später die heilige Feme einen Sitz hatte. Dieser kurze Feldzug, in dem Germanikus viel Blut vergoß, aber keine nennenswerten Vorteile erzielte, fand im Herbst des Jahres 14 n. Chr. statt.

Die Germanen und besonders die Cherusker wurden dadurch in hohem Grade aufgeregt, und in den Versammlungen forderte man laut den Krieg. Segestes widersetzte sich demselben. „Die Römer würden nicht wagen, sie anzugreifen,“ sagte er, „denn sie seien durch ihre Niederlage gewitzigt, und auf alle Fälle sei es vorteilhafter, mit ihnen im Frieden, als im Kriege zu leben.“ Durch diese und andere Redensarten wußte er sie hinzuhalten, heimlich aber setzte er sich mit Germanikus in Verbindung und gab ihm den Rat, durch kluge Unternehmungen eine Spaltung zwischen den Stämmen herbeizuführen. Er selbst wolle diese Spaltung bei den Cheruskern anbahnen und zur rechten Zeit zu seiner Hilfe bereit sein.

Armin hatte von diesem neuen Verrate keine Kenntnis, aber er sah die Notwendigkeit des festen Zusammenhaltens ein und ritt deshalb unermüdlich umher, um die Seinigen und die Verbündeten zur Einigkeit und zur Kriegsbereitschaft zu ermahnen.

Es war notwendig, denn Germanikus hatte ein furchtbares Heer, acht Legionen und die Hilfsvölker bei sich. Es war in zwei Abteilungen



gebracht; die eine hieß das germanische Heer, es stand unter dem Oberbefehle<sup>34</sup> des Cäcinna und lag in Vetera (Xanten) und Köln, das andere unter dem Oberbefehle des Silius hatte seine Standquartiere in Trier und hieß das obere Heer. Germanikus stand über beiden und war wahrscheinlich persönlich dabei, als Cäcinna das Land der Marsen verwüstete.

Gleich nach diesem Feldzuge machte Germanikus große Vorbereitungen, um im folgenden Jahre (15 n. Chr.) die Cherusker zu überfallen. Als alles bereit war, übergab er dem Cäcinna das eine Heer, das andere führte er selbst an. Es waren im ganzen acht Legionen und dazu noch eine Menge Bundesgenossen. Auf demselben Wege, den früher die Römer genommen, kamen sie in die Nähe des Teutoburger Waldes, doch sollte es hier noch nicht zum Schlagen kommen; vorab wollte man Sorge tragen, daß sich die Cherusker in zwei Parteien spalteten, in die des Segestes und die des Armin. Sollten die Anhänger des Segestes Mut bekommen, offen hervorzutreten, so war es unumgänglich notwendig, daß sie einen Rückhalt hatten, auf den sie sich stützen konnten. Germanikus erbaute auf dem Berge Taunus (worunter wir uns Tüne am Teutoburger Walde zu denken haben) eine feste Burg und legte eine starke Befestigung hinein. Als dieses geschehen war, fiel er mit einem leichten Corps über die Katten in der Ruhrgegend her und machte alles nieder, was ihm in den Weg kam. Dieser kurze Feldzug hatte keinen anderen Zweck, als die Entzweiung zwischen den Cheruskern zu fördern. Es ist wahrscheinlich, daß Armin während dieses Feldzuges auf einem Beobachtungspunkte stand, um die Römer von einem Einbruche in den Teutoburger Wald abzuhalten, denn nur ein fliegendes Corps war abwesend; die Hauptarmee stand noch zum Schutze des im Aufbau begriffenen Taunuskastells vor dem Teutoburger Walde.

Die Cherusker sahen die große Armee nicht ohne Besorgnis, denn sie mußten voraussetzen, daß sie zum Angriffe gegen ihr Land bestimmt war. Und dieses war auch in der That der Fall, denn Germanikus lag es am Herzen, die noch immer zerstreut umherliegenden Gebeine der früher geschlagenen Legionen zu begraben. Das Taunuskastell hatte also auch noch den Zweck ihm und seinen Legionen den Rückzug zu sichern.

Die Cherusker, deren Heerführer nicht in ihrer Mitte war, begaben sich nun zu Segestes und hielten ihm seine unpatriotische Handlungsweise vor; sie beschworen ihn, jetzt endlich den alten Haß fahren zu lassen und treu zu den Germanen zu halten. Das kam dem Verräter gerade gelegen; denn jetzt konnte er sein abscheuliches Spiel unter der Maske der Freundschaft treiben.

<sup>34</sup>Tacitus, an. I, 56.

Nachdem er sich lange hatte nötigen lassen, sagte er zu und verpflichtete sich, die Waffen gegen die Römer zu ergreifen, sobald diese den Krieg begännen.

Nichts lag nun näher, als eine Aussöhnung mit seiner Familie; heuchlerischerweise ließ er seine Tochter Thusnelda und seinem Sohne, dem Priester Sigmund zu wissen thun, daß er bereit sei, sie in seiner Burg zu empfangen und ihnen alles zu verzeihen. Armin war nicht anwesend, sonst würde er wohl eine gleiche Einladung erhalten haben.

Thusnelda war über diese plötzliche Sinnesänderung des Vaters hochofren; sie kam dadurch aus doppelten Nöten heraus. Daß sie sich dem Vater, den sie trotz seiner Feindseligkeiten noch immer liebte, wieder nahen durfte, war schon eine unbeschreibliche Freude, und sie wurde noch erhöht, weil er nun auch bei den Freunden des Vaterlandes stand.

Mit ihr waren noch mehrere vornehme Frauen geladen, welche, selbst der Wendung der Dinge froh, sie gern begleiteten. Aber, o der Schmach, als sie in seiner festen Burg waren, warf er die Maske ab. Er hatte sie nicht zu einem Versöhnungsfeste kommen lassen, sondern um sie zu verrathen. Er machte nicht einmal Hehl daraus, sondern brüstete sich noch mit seiner römischen Gesinnung.

„Vater,“ sprach Thusnelda, „wenn du mich für die Anhänglichkeit an meinen Gatten strafen willst, so thue es, aber laß die Cherusker nicht entgelten, was deine Tochter verbrochen. Treulosigkeit am Vaterlande straft sich früher oder später und der Name des Verräthers bleibt brandmarkt, solange das Gedächtnis reicht.“

Segestes hörte nicht auf ihre Worte; sein Herz blieb verhärtet und keine Mahnung vermochte ihn zu hindern, sein Vorhaben auszuführen. Dieses aber bezweckte nichts Geringeres, als seine eigene Tochter und die übrigen vornehmen Frauen an die Römer auszuliefern. So hatten es Germanikus und Segestes geplant; denn sie glaubten, um die teuren Personen zurückzuerlangen, werde man sich gern das Joch der Römer gefallen lassen und ihn als König der Cherusker dulden.

Er ließ nun die Thore seiner Burg schließen und legte eine Zahl gleichgesinnter Männer hinein, die sie gegen jeden Angriff verteidigen sollten.

Armin war nicht zugegen, seine Pflicht hielt ihn draußen und er hatte keine Ahnung davon, daß seine Gattin in den Händen des unversöhnlichen Schwiegervaters war; aber seine Freunde waren da und belagerten die Burg.

Da schickte Segestes in der Stille Boten an Germanikus und ließ ihm sagen, daß er kommen

und ihn vor seinen Feinden schützen solle.<sup>35</sup>

Auch sein Sohn Sigmund, der Priester am Altare der Ubier, der mit seiner Schwester in die Burg gekommen war, sollte sich an diese Gesandtschaft beteiligen, aber er sträubte sich, denn seit er die Priesterbinde zerrissen, hatte er sich offen als Feind der Römer hingestellt; aber der Vater beschwichtigte ihn und er konnte es, denn zwischen ihm und Germanikus war seine Strafflosigkeit ausgemacht.

Germanikus kam gern. Mit seiner ganzen Macht, nämlich mit acht Legionen und fünfzehntausend Mann Hilfstruppen rückte er heran und verjagte mit leichter Mühe die Belagerer. Segestes öffnete ihm die Burg und nun geschah, was keinem Vaterherzen möglich scheint. Vor dem römischen Feldherrn rühmte er sich seiner beständigen Anhänglichkeit an die Römer und rief ihnen ins Gedächtnis zurück, daß er es gewesen, welcher von dem verblendeten Varus die Verhaftung Armins verlangt habe, aber sein Rat sei leider nicht befolgt worden und so hätten die Römer eine der blutigsten Niederlagen erlitten. Weiter rühmte er sich, daß er seine Tochter und die edlen Frauen unter falschem Vorwande zu sich gelockt. Ohne daß sein Herz bewegt wurde, übergab er sie dem Germanikus und stellte ihm anheim, nach Belieben mit ihnen zu verfahren. Dann übergab er auch sich selbst dem Feldherrn. Wohl mochte er voraussehen, daß nach einem solchen schmählichen Verrate seines Bleibens nicht mehr im Cheruskerlande war.

Thusnelda stand aufrechten Hauptes, sie schämte sich der Schmach des Vaters, aber sie vergoß keine Thräne. Wie groß auch ihr Kummer war, daß sie von dem geliebten Gatten geschieden wurde, so ging sie doch als eine Heldin in die Gefangenschaft.

Germanikus, der seinen Zweck auf so leichte Weise erreicht hatte, spielte nun den Gütigen, sagte den Kindern und Verwandten des Segestes Sicherheit und ihm selbst einen Wohnsitz am Rheine oder in Rom zu; dann ließ er sie über das Taunuskastell und Aliso nach der Stadt der Ubier (Köln) führen.

Seine Aufgabe aber war nur halb erfüllt; mit dem ungeheuren Heere sollte jetzt das Cheruskerland unterworfen, die alte Schmach abgewaschen werden. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Cherusker, welche ihre Frauen so hoch hielten, würden um den Preis ihrer Freiheit sich beugen und römische Ruten und Beile anerkennen.

Schnelle Boten der treuen Cherusker flogen zu Armin und teilten ihm mit, was geschehen. Im ersten Augenblicke hatte er ein Gefühl, als müsse ihn die Erde verschlingen, aber bald ermannte er sich und da er hörte, daß Germa-

nikus mit einem großen Heere vor dem Teutoburger Walde stände, so ließ er seinen Racheruf erschallen und sammelte mit Windeseile seine Anhänger.

Manchem bangte vor der ungeheuern Zahl der Feinde, und die Römlinge fühlten sich erstarken, aber Armin ruhte nicht, und es gelang ihm, nicht allein die Cherusker, sondern auch die benachbarten Stämme zu sammeln. Wie Löwen stürzten sie sich auf die Römer<sup>36</sup> und schlugen sie in zweitägiger Schlacht unfern der Stätte, wo Varus seine Niederlage erlitten. Sie würden vollständig vernichtet sein, wenn sie den Ratschlägen Armins gefolgt hätten; aber da sie sich in ihrem Ungestüme mehr von seinem Oheim Inguimer leiten ließen und sofort das befestigte Lager angriffen, so wurden sie zurückgeschlagen und die Römer fanden Zeit, sich dem Rheine zuzuwenden und den Waffen der Germanen zu entkommen.

Armin sprühte Rache; er hatte nichts weniger im Sinne, als mit einem großen Heere an den Rhein zu gehen und die Römer an dem eigenen Herde anzugreifen. Unermüdlich war seine Thätigkeit, und seine Rüstungen waren so groß, daß Germanikus für seine Sicherheit zu fürchten begann. Er durfte nicht ruhig am Rheine bleiben, sondern mußte seinen Feinden entgegengehen. Um seine Soldaten zu diesem Zuge geneigt zu machen, schilderte er ihnen die Schmach der varianischen Niederlage. „Die Leichen der Römer liegen dort noch immer unbegraben, nachdem Vögel und Hunde sie ihres Fleisches beraubt haben. Wir müssen hin, ihnen ein ehrenvolles Begräbnis zu geben.“

Die Legionen begeisterten sich für diese Idee und vergaßen die Schläge, welche sie erhalten. Germanikus ging nun äußerst klug und vorsichtig zu Werke. Um nicht alles auf einen Schlag zu setzen, wollte er die Feinde zwingen, ihre Kräfte zu zersplittern, deshalb teilte er sein Heer in zwei Armeen. Die eine schickte er unter Cäcinnas Oberbefehl von Vetera aus zu Lande nach den Quellen der Ems; der anderen, welche Silius kommandierte, schloß er sich selber an und fuhr den Rhein hinab ins Meer und von dort an die Mündung der Ems. Dann brachen sie zu Lande nach der Porta Westfalika auf, unterwegs solche Verheerungen anrichtend, daß es den Anschein hatte, als ob dort der Hauptschlag stattfinden sollte. Auch sonst wurde nichts versäumt, um Armin in diesem Glauben zu bestärken.

Der Held zog deshalb seine Streitkräfte aus dem Teutoburger Walde nach dem scheinbar bedrohten Punkte. Währenddessen rückte Cäcinnas Heer in aller Stille auf dem anderen Wege fort und machte bei Wiedenbrück und Lippstadt, zwischen den beiden Flüssen Ems und

<sup>35</sup>Tacitus an. I, 91.

<sup>36</sup>S. Guggenheim I, 57.

Lippe Halt. Das war noch eine ziemlich Entfernung bis zum Teutoburger Walde und Armin hielt den Feind dort für weniger gefährlich, als an der Porta Westfalika.

Sobald Germanikus sah, daß sein Zweck erreicht war, übergab er dem Silius wieder den Oberbefehl, befahl diesem, Scheinangriffe gegen Arminius zu machen und gehab sich selbst zum Heere des Cäcinna, nur von einer leichten Reiter-schar begleitet.

Rasch führte er nun die vierzig Kohorten dieser Legionen über Lippspringe nach Feldrom, wo Varus' Sommerlager gestanden, angeblich, um die teuren Toten zu bestatten, wahrscheinlicher aber, um durch dieses Scheinmanöver festen Fuß im Lande der Cherusker zu fassen und durch den Anblick der Gebeine die Legionen zur Rache zu entflammen.

Germanikus erreichte Feldrom, und diejenigen in seinem Heere, die vor sechs Jahren dem grauenhaften Blutbade entronnen waren, zeigten ihm das Sommerlager, wo Varus Armin und Segestes bewirtete, das Tribunal, wo Armin die Adler und Feldzeichen verspottete und wo über die Gefangenen Gericht gehalten wurde. Auch zeigten sie ihm in nicht weiter Entfernung das zweite Lager, in welchem sie sich nach der Niederlage des ersten Tages verschanzt hatten, und an dessen leeren Stellen die Wagen gestanden hatten, welche sie am folgenden Morgen verbrannten. Auf dem Schlachtfelde lagen in Haufen, Gruppen und Reihen die gebleichten Gebeine der Gefallenen; an den größeren oder kleineren Haufen konnte man deutlich<sup>37</sup> sehen, wo der Kampf am meisten wütete, wo man floh oder einzeln hingerafft wurde, denn die Germanen hatten die Gefallenen an ihrer Todesstätte liegen lassen, vielleicht deshalb, damit allen der Sieg desto frischer im Gedächtnisse bliebe. Zwischen den Toten lagen zerbrochene Waffen, Heegeräte und Pferdegerippe, es war ein grauenvoller Anblick. An Baumstämmen waren Schädel angenagelt, in den heiligen Hainen standen noch die Altäre, auf denen die Tribunen und Centurionen ersten Ranges geopfert worden waren. Die Erzähler kannten noch die Ereignisse, welche an den einzelnen Stellen vorgefallen waren, und schilderten alles so klar, daß den Kriegern Thränen in die Augen kamen. Nachdem sie die Gebeine beerdigt, zogen sie weiter, und es fiel ihnen nicht schwer, den Weg nach der Berlebecke zu finden, denn überall lagen Gebeine und Pferdegerippe. Endlich erreichten sie den verhängnisvollen Ort, wo Varus sich in sein Schwert gestürzt und wo in hoffnungslosem Kampfe die Tausende und aber Tausende gefallen waren. Hier lagen die Gerippe in dichten Haufen. Germanikus ließ sie an einen Ort zusammentragen,

<sup>37</sup>Tacitus an. I, 61 62.

eine große Grube graben und hineinlegen. Dann legte er mit eigener Hand das erste Rasenstück zum Leichenhügel am östlichen Ende des Winnfeldes.

Armin, der an der Porta Westfalika durch Scheinangriffe getäuscht worden war, erfuhr bald, was sich im Teutoburger Walde begab. Mit Windeseile verließ er das Schlachtfeld und begab sich mit seinen Scharen auf den Weg, um Germanikus aufzusuchen. Auf der Höhe des Winnfeldes hielt er an, versteckte die Germanen in den Wald und erhob dann sein furchtbares Kriegsgeschrei.

Erschreckt fuhren die Römer auf und sagen den Rückweg verlegt, denn sie mußten über das Winnfeld, um Aliso zu erreichen. Germanikus gab seiner Reiterei den Befehl, die Höhe zu säubern, und diese sprengte grimmerfüllt heran, aber als sie auf dem richtigen Punkte waren, gab Armin den im Walde Versteckten das Zeichen zum Angriff. Mit Wutgeheul brachen sie hervor, stürzten sich auf die Reiterei und warfen sie in die Sümpfe.

Das war es, was Armin gewollt hatte, denn hier hoffte er sie vollständig zu vernichten. Auf dem Winnfelde war Germanikus geschlagen und Cäcinna steckte mit seiner Armee im Sumpfe. Beide Feldherren sahen ein, daß ihnen nur die Flucht übrig blieb. Germanikus gab dem Cäcinna den Befehl, sich über die langen Brücken – pontes longi – zurückzuziehen. Er selbst aber eilte nach der Porta und machte sich mit seinem Heere auf dem Wege, den er gekommen war, aus dem Staube.

Cäcinna hatte eine viel schwierigere Aufgabe,<sup>38</sup> denn vor ihm lagen die Sümpfe, hinter ihm drängte der Feind, der ihm auch bereits in den Waldungen, welche die Sümpfe umgaben, zuvorkam. Die pontes longi waren ein von den Römern angelegter Weg zwischen den Sümpfen, daneben befand sich bodenloser Morast oder tiefes Wasser und der Weg selbst war im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, so daß er vorher ausgebessert werden mußte.

Da diese nicht im Weitermarsch geschehen konnte, so gab er den Befehl, ein Lager abzustecken. Ein Teil des Heeres beschäftigte sich damit, während der andere kämpfte. Die Germanen stürzten sich auf die Vorposten, um die Schanzarbeiter an der Fortsetzung ihres Werkes zu hindern. Ein grauenhafter Kampf entspann sich, welcher für die Römer auf diesem Torf und Sumpf, der unter den Füßen wich, sehr ungünstig war. Die Last der schweren Panzer drückte sie zu Boden, Unzählige fielen von den langen Spießen der Germanen, welche in den Sümpfen bekannt waren. Der Kampf dauerte

<sup>38</sup>Tacitus, an. I. 63–68.

den ganzen Tag, erst die Nacht setzte demselben ein Ziel.

Nun aber stiegen die Germanen auf die umliegenden Höhen und leiteten alles Wasser in die Niederung, so daß es in das Lager floß und die Arbeiten der Schanzgräber zerstörte. Die Germanen, welche in den Wäldern und Schluchten lagerten, ließen bei Schmaus und Zechgelage ihre Kriegslieder erschallen, während die Römer mit Angst und Beben den Morgen erwarteten. Cäcinna hatte in seinen vierzig Kriegsjahren keine so schreckliche Nacht gehabt. Böse Träume störten seinen Schlaf, aus dem Sumpfe sah er das blutige Haupt des Varus aufsteigen und hörte ihn seinen Namen rufen.

Am folgenden Morgen wurden die Schrecken noch größer; als das Fuhrwerk im Schlamm stecken blieb und im ganzen Zuge Verwirrung entstand, war Armin wie ein rächender Geist da. „Hier Varus!“ rief er mit donnernder Stimme. „Hier durch dasselbe Verhängnis zum zweitenmal die Legionen besiegt!“

Mit einer Schar auserlesener Krieger drang er auf die Reiterei ein und befahl, daß man die Waffen vorzugsweise auf die Pferde richte. Das geschah, und es hatte den erhofften Erfolg. Die verwundeten Rosse fielen oder schleuderten ihre Reiter in den Sumpf. Von Schmerzen geplagt, warfen sie die Reihen der Ihrigen über den Haufen und zerstampften die Leiber der Liegenden.

Cäcinna ließ es nicht an Mühe und Umsicht fehlen, die Schlachtordnung aufrecht zu erhalten, aber auch sein Pferd erhielt eine tödliche Wunde und er selbst stürzt nieder. Hätte sich nicht die erste Legion zu seinem Schutze entgegengeworfen, so wäre er verloren gewesen, denn schon wurde er von den Feinden umringt.

Leider ließen sich die Germanen wieder hinreißen, der Beute nachzulaufen und vom Kampfe abzulassen. Wäre dieses nicht geschehen, so würden die Legionen schon am heutigen Tage vertilgt worden sein.

Zu der Römer Glück erreichten sie am Abend eine höher gelegene Stelle mit festem Boden. Hier begannen sie nun sogleich, sich zu verschanzen, aber sie kamen mit ihren Arbeiten nur langsam vorwärts, denn der größte Teil der Gerätschaften war in den Sümpfen verloren gegangen. Es fehlte an Zelten, die Verwundeten hatten keinen Verband, die Mundvorräte waren mit Blut besudelt und allgemeine Mutlosigkeit eingerissen. Dieselbe war so groß, daß ein Pferd, welches sich losgerissen hatte und scheu umherlief, einen panischen Schrecken hervorrief. In der Meinung, die Germanen seien da, stürzten sie dasjenige Thor, welches in der entgegengesetzten Richtung der Feinde lag. Cäcinna rief den Fliehenden zu, es sei nur ein leerer Schrecken; er drohte, warf sich ihnen mit dem Schwerte in der

Faust entgegen, aber nichts half. Erst als er sich an der Schwelle des Thores niederwarf und der Fluchtweg also über seinen Körper ging, ließen sich die Fliehenden durch Mitleid bewegen, die Flucht einzustellen. Da jetzt so viel Ruhe entstand, daß man reden konnte, schrieten die Tribunen und Centurionen, nach allen Seiten hin, der Lärm sei ein falscher gewesen.

Cäcinna war furchtbar niedergeschmettert, denn im Grunde genommen befand er sich mit seinem Heere in derselben verzweiflungsvollen Lage, wie sechs Jahre vor ihm Varus. Es war unumgänglich nötig, daß der Mut seiner Soldaten wieder gehoben wurde. Er redete sie deshalb an und zeigte ihnen, daß es zu ihrer Rettung nötig sei, innerhalb des Walles zu bleiben und den Sturm des Feindes abzuwarten; sie ständen jetzt auf festem Boden, hätten eine Schutzwehr um sich, seien dem Feinde in jeder Hinsicht gewachsen und könnten sich durch einen mutigen Kampf einen ehrenvollen Rückzug erfechten. Flehentlich beschwor er sie, an die Ihrigen in der Heimat zu denken und die Ehre des römischen Namens hoch zu halten.

Als er sie durch sein Zureden beruhigt fand, verteilte er die noch vorhandenen Pferde, zuerst seine eigenen, dann die der Legaten und Tribunen.

Während die Römer sich in einer so verzweifelten Lage befanden, schwand bei den Germanen die Einigkeit, denn Inguimer wollte die sofortige Erstürmung des Lagers, Armin aber wollte warten, bis die Römer das Lager verlassen hätten und sich wieder in den Sümpfen befänden, wo dann ihre gänzliche Vertilgung sicher sei. Die Beutegier der Germanen entschied für Inguimers Vorschlag. Ehe der Tag anbrach, stürmten sie heran, verschütteten die Gräben und erklimmen den Wall, aber sie fanden die Römer gerüstet; die Verzweiflung verlieh ihnen Kraft und die Verschanzung gab ihnen einen Schutz gegen die Anstürmenden. Wie Armin vorausgesehen hatte, so geschah es, die Germanen konnten gegen die Verschanzten wenig ausrichten. Der Kampf dauerte den ganzen Tag und endete damit, daß die Römer sich unbehelligt zurückziehen konnten. Inguimer war schwer verwundet worden, Armin blieb unverehrt, aber noch schwerer wog sein Schmerz über das mißglückte Unternehmen. Hätte man ihm gefolgt, so wäre das Heer gänzlich verloren gewesen.

In Vetera hatte sich unterdessen die Nachricht verbreitet, Cäcinnas Heer sei von den Germanen umzingelt und niedergemetzelt worden und diese befänden sich im Anmarsche auf Vetera. Da kam Schrecken über alle, und in wachsender Bestürzung wollte man dazu übergehen, die Brücke, welche hier über den Rhein geschla-

gen war, abzubrechen. Agrippina, die Gattin des Germanikus, welche sich im Lager zu Vetera befand, hinderte es. Den ganzen Tag stand sie<sup>39</sup> vorn an der Brücke, empfing die jämmerlichen Reste der entkommenen Armee, tröstete sie und teilte Speisen, Kleider und verband aus. Für dieses heldenmütige Benehmen, welches das decimierte Heer vor dem gänzlichen Untergang rettete, erntete sie von dem eifersüchtigen Tiberius nur Tadel.

Auch Germanikus hatte bei seiner Rückkehr schwere Verluste erlitten, zwar nicht durch den Feind, aber durch das empörte Meer.

Wie römischen Schriftsteller auch bemüht sind, diesen Feldzug günstig für ihr Land darzustellen, so gehört doch nicht viel Einsicht dazu, um zu erkennen, daß die Armee nur mit genauer Not dem Verderben entgangen war. Das ganze weite Römerreich mußte beisteuern, damit es wieder zu Waffen<sup>40</sup> und Pferden kam.

Segestes, sein Bruder Sigimer und Sigmund waren jetzt in Köln unter römischen Schutz und Thusnelda befand sich als Gefangene dort.

Im folgenden Jahre (16 n. Chr.) sollte abermals ein Zug gegen die Cherusker unternommen werden, denn trotz aller Mißerfolge war es eine Lebensfrage für Germanikus geworden, dieses trotzige Volk zu besiegen. Auf dem Wege, den er bisher eingeschlagen, von Aliso aus, war es ihm nicht möglich gewesen, in das Land einzudringen; deshalb wollte er jetzt dem Beispiele seines Vaters folgen, wie er im vorigen Jahre schon mit einer Abteilung gethan, jetzt mit dem ganzen Heer zu Wasser an die Nordsee und von dort an die Weser gehen, um bei dem heutigen Wieden mit Gewalt den Eingang in das Land der Cherusker zu erzwingen. Auf der batavischen Insel ließ er tausend Schiffe bauen und seinen Verbündeten, den Batavern, Friesen und Chauken, zu wissen thun, daß sie sich bereit halten sollten.

Die Germanen waren unterdessen nicht müßig, sondern suchten weitere Fortschritte zu machen, indem sie das Kastell Aliso belagerten. Germanikus war deshalb gezwungen, sechs Legionen abzuschicken, um das drohende Verderben abzuwenden. Zugleich schickte er den Silius in das Land der Chatten, die damals an der Ruhr wohnten, damit ihm diese bei dem beabsichtigten Zuge nicht in den Rücken fallen konnten. Silius verwüstete das Land und nahm die Gemahlin und die Tochter des Chattenfürsten Arpus<sup>41</sup> gefangen und kehrte dann zurück. Die Cherusker ließen von der Belagerung Alisos ab, als sie hörten, daß Germanikus heranzog, denn sie kannten ihre Schwäche in Belagerung fester

Plätze; doch zerstörten sie den Grabhügel am Winnfelde, der im vorigen Jahre errichtet worden war. Das Land aber zwischen Aliso und dem Rheine, ließ Germanikus auf diesem Zuge mit Dämmen und Landwehren befestigen.

Die prachtvolle Flotte war unterdessen fertig geworden, und Germanikus fuhr mit derselben durch den Drususkanal in die Nordsee. Bei dem heutigen Emden ließ er die Flotte zurück und marschierte zu Lande an die Weser. Dort stand Armin gegenüber dem Wesertore und erwartete den Feind. Germanikus stellte sich an einer anderen Stelle des Ufers auf, um ihn zu täuschen, aber Armin hatte sich einmal täuschen lassen; ein zweites Mal gelang es nicht, fest blieb er auf seiner Stelle und erwartete den Übergang des Feindes.

Die Leser erinnern sich, das Flavius, Armins Bruder, in das römische Heer getreten und seinem Vaterlande untreu geworden war. Armin wünschte ihn zu sprechen und rief deshalb über den Strom, ob sein Bruder bei dem Heere sei. Als es bejaht wurde, ließ er an Germanikus die Bitte stellen, mit Flavius eine Unterredung haben zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt, und nun trat Flavius dicht an das andere Ufer. Auf beiden Seiten entfernten sich die Begleiter, und die Brüder, welche so verschiedene Ziele verfolgten, standen sich nun nach so langer Trennung einander gegenüber.

Flavius hatte sich den Römern ausgezeichnet treu erwiesen und bei einem Feldzuge unter Tiberius ein Auge eingebüßt. „Mein Bruder,“ sprach Armin, „ich sehe, daß dein Antlitz entstellt ist. Sage mir doch, wo du das Auge verloren.“

Flavius nannte ihm die Zeit und den Ort und beschrieb ihm das Treffen.

„Und welche Belohnung erhieltst du für den Verlust eines so schätzbaren Körperteiles?“

Flavius, ganz zum Römer geworden, rühmte sich, größeren Sold, eine goldenen Halskette, denn Ehrenkranz und andere kriegerische Gaben erhalten zu haben.

Armin gab auf solche Dinge nichts, deshalb lachte er darüber und suchte seinen Bruder zu überzeugen, daß es seine Pflicht sei, zu seinem Volke zurückzukehren; aber dieser sprudelte über von der Größe und Macht des Kaisers und riet dem Armin an, sich zu ergeben, er würde dann straflos ausgehen und seine Gattin zurückerhalten.

Armin bekannte, wie schmerzlich es ihm sei, von seiner Gattin getrennt zu sein, aber das Vaterland und die heimischen Götter hätten mehr von ihm zu fordern, es sei seine Pflicht, seinem Volke treu zu bleiben. Auch warf er seinem Bruder vor, daß er die Eltern, die Anverwandten und die Freunde verlassen habe und an seinem

<sup>39</sup>Gajus Plinius.

<sup>40</sup>Tacitus an. I, 71.

<sup>41</sup>Tacitus an. II, 2. u. f.

Vaterlande zum Verräter geworden sei. Er forderte ihn auf, zurückzukehren und mit seinen Landleuten gegen die Römer zu kämpfen.

Die gegenseitigen Vorwürfe erbitterten auf beiden Seiten so sehr, daß der trennende Strom sie nicht an einem Zweikampfe verhindert haben würde, wenn nicht hüben und drüben die Freunde zurückgehalten hätten.

Wie hierauf die Römer über die Weser setzten und es dann zu einem furchtbaren Kampfe auf der Idistawiese kam, beschreibt Tacitus<sup>42</sup> ziemlich ausführlich, aber er färbt den Ausgang allzu rosig für die Römer.

Die Germanen standen einer ungeheuren Macht gegenüber, acht Legionen und eine zahllose Menge Hilfstruppen waren auf einem Punkte vereinigt, um sie anzugreifen. Die Römer waren klug genug, sich selbst möglichst zu schonen und die Hilfsvölker zuerst in den Kampf zu schicken, welcher der blutigste aller dagewesenen war. Armin wurde verwundet, aber weder er noch irgend ein germanischer Anführer fiel in die Hände des Feindes oder büßte sein Leben ein, wogegen viel hochstehende Römer auf dem Schlachtfelde blieben.

Hätten die Römer wirklich den Sieg davongetragen, so würden sie auch in das Cheruskerland eingedrungen sein und die von Varus verlorenen Adler, die ihnen sehr am Herzen lagen, zurückgeholt haben. Beim Begräbnis der Toten war ihnen dies mißlungen und jetzt kamen sie abermals nicht dazu. Ihr Rückzug mag etwas von einer Flucht an sich getragen haben, denn die Cherusker machten noch eine Menge Gefangener, welche die Römer später zurückkauften.

Wenn aber die Römer wirklich gesiegt hatten, wie kam es denn, daß sie nicht mehr zurückkehrten, sondern die Germanen im Frieden leben ließen, und wie kommt derselbe Tacitus am Schlusse des zweiten Bandes der Annalen dazu, auszurufen: „Unstreitig war er (Armin) Germaniens Befreier!“ Und wie kann er ihn ein paar Zeilen weiter „unbesiegt“ nennen, wenn die Römer die Schlacht gewannen?

Wir haben uns diese Schlacht ganz anders zu denken. Die Cherusker wehrten den Römern den Einzug in ihr Land und brachten ihnen die Überzeugung bei, daß sie für alle Zeiten darauf verzichten müßten, die Germanen zu unterjochen, daß sie im Gegenteil froh sein müßten, wenn sie nicht über den Rhein kamen, sondern nur bis an den schmalen rechtsrheinischen Streifen, den sie zum Schutze des Rheines mit Gräben, Pfählen und Mauern befestigten.

Die Schlacht auf der Idistawiese ist die eigentliche Befreiungsschlacht der Deutschen vom römischen Joche gewesen und Armin hat hier den Schlußstein zu dem Gebäude gelegt, dem er

<sup>42</sup>Tacitus an. II, 11–22.

sein Leben gewidmet hat. Er konnte sein Weib, sein Kind retten, wenn er zu den Römern übertretet. Sie würden ihn dafür mit Belohnungen erdrückt haben, aber ehe er einen Verrat an seinem Volke beging, wollte er alles dulden, lieber zehnmal in den Tod gehen. Hat es jemals einen Deutschen gegeben, der größer war, als Armin, der Cherusker? Nein, und hundertmal nein!

## IX

In Rom war man endlich überzeugt, daß mit Gewalt gegen die Germanen nichts auszurichten, und daß man durch die ewigen Krieg nur des großen Reiches Ruhm und Lorbeeren beflecken konnte. Der Kaiser Tiberius entschloß sich deshalb, den Germanikus nach Rom zurückzurufen. An diesem Entschlusse mochte allerdings auch die Wahrnehmung, daß Germanikus immer populärer beim Heere wurde, ihren Anteil haben. Der Imperator hatte übrigens den richtigen Gedanken, und sprach denselben auch aus, nämlich daß man die Germanen ruhig ihrem Hange zu inneren Streitigkeiten überlassen könne. Wurden dieselben noch im stillen geschürt, so schwächte man die Germanen, ohne daß man Gut und Blut daran zu setzen brauchte. Germanikus verschwand also vom Kriegsschauplatze und das Land hatte einstweilen Ruhe.

Der Held Armin war in der letzten Schlacht verwundet worden, und nur mit Mühe hatte er aushalten können, bis der Kampf vorüber war. Seine Getreuen legten ihn auf ihre langen Spieße, diese einfachen Waffen ohne Eisen, die nur an der Spitze durch Feuer angebrannt und gehärtet waren, und trugen ihn in die heimatlichen Berge. Von allen Seiten strömten Frauen, Greise und Kinder herbei, um den Mann zu sehen, für den jedes Herz im Lande schlug. Aber dieser Held, den die Söhne, Gatten und Brüder der Herannahenden stets hoch zu Roß, als einen unüberwindlichen Sieger und todesmutigen Streiter gesehen hatten, lag jetzt blaß und entstellt auf den Spießen seiner Krieger.

Damals wußte man noch nicht, daß Germanikus nach Rom zurückgerufen wurde; man fürchtete, und diese Furcht war gewiß nicht ohne Grund, die Römer würden Nachricht von seinem Zustande erhalten und von neuem mit großer Heeresmacht in das Land fallen. Wer sollte dann ihre Familien, ihre Herden, ihre Wohnungen beschützen? Wehklagend zogen sie von dannen, und dieselbe Scene wiederholte sich in jedem Orte, durch welche sie ihre teure Last trugen.

Ein trauriger Triumphzug war es, aber er regte das ganze Land auf. Die Deutschgesinnten weinten bittere Thränen, diejenigen, wel-

che nach Rom schauten und von dort Glück, Geld und Ehrenstellen erwarteten, freuten sich im stillen auf seinen Tod, denn war er nicht mehr da, dann gab es niemand mehr, der das Schwert gegen die Legionen umgürtete und wie ein Wetterstrahl in ihre Reihen fuhr. Stolz erhoben sie deshalb schon jetzt das Haupt, aber sie wagten es noch nicht, offen hervorzutreten, denn noch war das Volk vom Geiste der Freiheit durchweht.

Nicht in seine Burg trugen sie ihn, denn diese stand einsam und verwaist, seit seine treue Thusnelda von den Römern hinweggeschleppt worden war. Es verlangte ihn nach dem Herde der Mutter. Sie war es, welche ihm den Geist der Freiheit zuerst eingehaucht, welche nie an ihm zweifelte. Die Mutter und Thusnelda – das war jetzt seine Welt, aber Thusnelda war fern, sie konnte nicht bei ihm sein.

Unter Thränen und Wehklagen empfing die Mutter den verwundeten Sohn und widmete sich seiner Pflege. Oft wollte ihr das Herz brechen, wenn sie den starken Mann, den hellen Kopf mit dem strahlenden Geiste so hilflos und sich selber nicht bewußt, auf dem Lager liegen sah; aber es war ihr ein hoher Trost, daß er niemals in seiner Vaterlandsliebe gewankt, daß er sich in keiner Lebenslage bedacht hatte, alles für sein Volk einzusetzen.

Der Krieg war zu Ende und es war Sitte und Gebrauch, daß mit dem Frieden oder dem Schwinden der Gefahr jeder in seine Heimat und in sein Haus zurückkehrte und der Jagd oder seinen Beschäftigungen oblag; das geschah auch jetzt, aber seine Getreuen sahen, daß die Partei des Segestes, obschon dieser selbst bei den Römern weilte, sich seiner Krankheit freute und ihn am liebsten unter dem Totenhügel gesehen hätte. Deshalb beschlossen sie, ihn nicht den Gefahren der Feindschaft auszusetzen, sondern an seinem Krankenlager zu wachen.

Jeden Morgen mit dem Aufgange der Sonne erschien eine neue Schar dieser hochgewachsenen, starken Männer, um die Wache abzulösen und verteilte sich um das Haus, damit kein Feind demselben nahen konnte. Als Waffe führten sie nur lange Speiße, die oben angebrannt waren und keine eisernen Spitzen hatten. Nur wenige waren mit Framen und mit Schilden von bunt bemalten Weidenruten bewaffnet. Das Haar auf dem Kopfe gebunden und lang über den Rücken herabhängend, nur mit dem Unterkleide und dem Pelzmantel bekleidet, hielten sie die Wache den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis die Ablösung kam. Auf der Wache hielten sie auch ihre einfachen Mahlzeiten, hauptsächlich aus Brot, Haferbrei, saurer Milch und Eiern bestehend, aber sie enthielten sich gänzlich des Fleisches und des Metes, denn solange ihr Feldherr krank war, wollten sie sich nicht an Schmaus und

Zechgelagen erfreuen. Wenn die Wache kam und wenn sie abzog, erkundigte sich ihr Anführer nach dem Befinden des Feldherrn, weiter aber störten sie ihn nicht.

Viele Tage lag er ohne Bewußtsein, dann aber kam er wieder zu sich und sprach: „Sie sind geschlagen, Mutter, sie werden nicht wiederkommen!“

So drehten sich alle seine Gedanken nur um den Feind, und sein fahles Gesicht belebte sich, als er sich erinnerte, wie die ganze Schar nach dem Rheine abgezogen sei. Aber auch ein trüber Gedanke bemächtigte sich seiner. „Thusnelda!“ flüsterte er und schloß die Augen.

Am folgenden Tage hatte sich seine Kraft ein wenig gemehrt und wieder sprach er von Thusnelda. „Wo mag sie jetzt weilen? Wie mag man sie behandeln?“ fragte er.

Seine Mutter redete ihm zu, nicht mehr an sie zu denken, bis er wieder gesund sei, aber das war ihm nicht möglich. „Ich muß wissen, wie es um sie steht,“ sagte er. „Laß Elwin zu mir hereinkommen!“

Elwin kam, kniete vor dem Lager nieder und küßte ihm die Hand. „Mein Freund,“ hub der Kranke an, „du sollst hinab nach der Stadt der Ubier und meine Gattin aufsuchen.“

„Wir wird man mich in die Stadt lassen?“ fragte Elwin.

„Sage ihnen, du kämest als Bote von mir, so wird man dich vorlassen, denn diese Römer wissen, daß ich mein Weib mehr als mich selbst liebe. Sie werden glauben, ich sei bereit, mein Volk zu verraten, um sie zurückzuerhalten.“

„Aber wie soll ich mich ausweisen, daß ich wirklich von dir gesandt bin?“

„Wende dich zunächst an meinen Bruder Flavius; er wird dir behilflich sein.“

Elwin wanderte ohne Aufenthalt dem Rhein zu. Die Römer hielten noch das rechte Ufer besetzt und die Legionssoldaten hatten der Stadt der Ubier gegenüber ein Lager bezogen.

Als diese seiner ansichtig wurden, fielen sie über ihn her und schrieten: „Seht da, ein Cherusker, einer von denen, welche immer in der Nähe des Armins waren.“

„Hütet euch, ein Haar meines Hauptes zu krümmen,“ sagte er, „denn ich komme als Bote von dem Cheruskerfürsten Armin an Germanikus. Setzt ihr Zweifel in die Wahrheit meiner Worte, so mögen einige mich begleiten.“

Als sie diese hörten, gaben sie ihm eine Wache mit, die ihn über den Strom in das Winterlager führte, denn dort war die Stadt der Ubier.

„Führt mich zunächst zu Flavius, dem Bruder meines Fürsten,“ sagte er, und man that nach seinem Willen.

Flavius befand sich eben auf dem Marsfelde bei den Soldaten. Sobald er aber hörte, daß ein

Bote von seinem Bruder gekommen sei, stellte er seine Geschäfte ein und begab sich in das Lager, wo Elwin seiner harrete. Flavius erkannte ihn wieder und fragte: „Warum bist du gekommen?“

„Dein Bruder sendet mich zu deiner Schwägerin Thusnelda.“

Da hellte sich das Gesicht des Flavius wieder auf, denn er hoffte, Thusnelda, der Gefangenschaft müde, werde ihrem Gatten sagen lassen: „Dein Weib steht dir näher als dein Vaterland! Tritt zu den Römern über und befreie mich.“

„Warte,“ sagte er, „Germanikus selbst muß die Erlaubnis zum Besuche der Gefangenen geben, aber ich zweifle nicht, daß er sie erteilen wird.“

Er eilte hinaus und kam bald mit der Weisung zurück, Elwin solle sofort vor dem Antlitze der Germanikus erscheinen.

Er wurde in den Palast auf dem Kapitol geführt. In den Marmorhallen waren viele, welche eine Audienz beehrten, denn auch in jener Zeit war es ein süßes Gefühl, von der Sonne eines so erhabenen Mannes beschienen zu werden.

Zu seiner Verwunderung sah er unter den Wartenden Segestes, dessen Bruder Sigimer und seinen Sohn Sigmund. Rasch versammelten sie sich um ihn und fragten nach Armin und ihrem Vaterlande.

„Ei,“ gab er erzürnt zur Antwort, „welchen Anteil nehmen Überläufer und Verräter an ihrem Vaterlande? Ich will euch aber doch sagen, daß seine Berge und Schluchten groß genug sind, noch hundert römische Heere zu begraben.“

Ein Diener rief ihn zur Audienz, und Germanikus empfing ihn mit freundlichen Mienen.

„Was führt dich hierher?“ fragte er.

„Armin läßt dich bitten, mir eine Unterredung mit seiner Gattin zu gewähren. Es ist die erste Bitte, die er an dich stellt, und wenn die Götter es nicht anders bestimmen, wird es auch die letzte sein.“

„Der Zugang steht dir offen! Aber verstehe deines Herrn Vorteil!“

„Wie meinst du das?“

„Rede ihr zu, den starren Sinn ihres Gatten zu beugen. Es wird nur wenig verlangt, aber für das Wenige ein hoher Preis bezahlt. Er soll einen Freundschaftsbund mit uns schließen und Rom als seinen Oberherrn anerkennen. Wir geben ihm dafür die Gattin zurück und erkennen ihn als König der Cherusker an. Will er das nicht, so genügt es, wenn er die Waffen niederlegt und sich in unseren Schutz begiebt. Er mag sich ein Königreich wählen, sei es am Rheine oder in Italien.“

„Ich werde deinen Auftrag ausführen, und bin neugierig auf ihre Antwort.“

Er wurde hierauf von einem Sklaven über einen Hof geführt, wo ein abgesondertes, mit

Säulenhallen umgebenes Gebäude stand. Man hätte dasselbe kaum für die Frauengemächer halten sollen, denn zwischen den Säulen schritten martialisch aussehende Wachen auf und ab. Der Sklave zeigte ihnen einen Ring des Germanikus, und sogleich wurde unter dem reichgemeißelten Portale eine Thür geöffnet.

Elwin trat in einen Vorsaal, dessen Pracht ihm ein unheimliches Gefühl einflößte; er scheute sich fast, seinen Fuß auf den mit bunter Mosaik geschmückten Boden zu setzen. Auf den marmornen Ruhebänken saßen afrikanische Sklaven, deren schwarze Hautfarbe ihn fast erschreckte. Einer der Sklaven sprang von seinem Sitze auf und fragte nach seinem Begehren.

Er verstand ihn zwar nicht, entnahm aber die Frage aus der Miene.

„Thusnelda,“ sagte Elwin, denn er setzte voraus, daß der Sklave nur dieses eine Wort in seinem Gedächtnisse haben werde. Der Sklave verstand ihn sogleich, öffnete eine hohe Flügelthür und gab ihm ein Zeichen mit der Hand, einzutreten.

Vor Verwunderung blieb er an der Thüre stehen, denn er glaubte, in Walhalla hineinzuschauen, so schön und herrlich war alles, was ihn umgab.

Thusnelda befand sich in einem anderen Teile des Saales, wo sie sich mit einigen Frauen unterhielt. Sobald sie seiner ansichtig wurde, stieß sie einen Freudenschrei aus und kam auf ihn zugezungen.

„Lebt Armin noch?“ rief sie.

„Er sendet mich zu dir,“ gab er zur Antwort; „ich soll mich nach deinem Befinden erkundigen.“

„O, erzähle mir von ihm, Elwin! Tag und Nacht habe ich keinen anderen Gedanken, als an ihn.“

„So begegnet ihr euch in euren Gedanken, Herrin, denn auch er spricht nur von dir.“

„Davon nachher, Elwin; erst muß ich von ihm hören. Ist es wahr, daß er verwundet wurde?“

„Es ist wahr, Herrin, aber ehe ein fremdes Schwert seine Brust berührte, mähte er die Feinde zu Dutzenden hin. Du hättest ihn sehen sollen, Thusnelda. Wie ein Rache-Engel stand er auf den Haufen der Leichen und schwang sein Schwert nach allen vier Winden. Was demselben nahe kam, fiel. Die Tapfersten flohen seine Nähe, denn auf der Spitze seines Schwertes schwebten Tod und Verderben. Die Römer haben ich wohl in deiner Gegenwart des Sieges gerühmt, aber glaube ihnen nicht, Thusnelda. Sie töteten allerdings viele von unseren Leuten, aber sie mußten in Schimpf und Schande von dannen fliehen, und ich glaube, sie kehren niemals wieder. Dein Gatte empfing eine Wunde, und wir hielten sie im ersten Augenblicke für äußerst gefährlich, aber wir



haben uns, dem Wuotan sei Dank, getäuscht. Dein Gatte geht der Genesung entgegen, und wir hoffen, daß er die Wunde nun heilen wird, welche der Krieg unserem Lande geschlagen. Zwei Dinge aber machen seinem Herzen großen Kummer, erstens, daß es trotz aller Siege noch immer Leute unter den Cheruskern giebt, welche mit lüsternen Augen zu den Römern hinüberschauen und den Tag herbeisehnen, wo ihre Adler in unseren Wäldern prangen. Sein zweiter Kummer wiegt noch schwerer, aber er betrifft nur ihn, nicht das Volk, und darum nenne ich ihn den zweiten.“

„Du brauchst ihn nicht zu nennen,“ unterbrach ihn Thusnelda, „ich weiß, daß er um mich trauert. Die Götter hatten uns füreinander bestimmt, und nun sind wir auseinandergerissen. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder. Dieses Los ist für uns beide ein schreckliches, und niemand anders als wir beide kann es nachempfinden. – Doch schweigen wir davon, Elwin; was sich nicht ändern läßt, muß man mutig ertragen.“

Elwin trat ihr näher und flüsterte: „Er denkt nicht ganz so, wie du.“ Überrascht schaute sie ihn an und fragte: „Glaubt er, daß es eine Möglichkeit der Wiedervereinigung gäbe?“

Elwin nickte und fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Er hat einen großen und erhabenen Gedanken, aber er trägt denselben still in seinem Herzen und außer mir kennt ihn niemand, nicht einmal seine eigene Mutter.“

Thusneldas Gesichtszüge verrieten die Spannung, in der sie sich befand. „Was gedenkt er zu thun?“ fragte sie.

„Sobald er von seinen Wunden geheilt ist, will er ein großes Heer sammeln, über den Rhein dringen und die Stadt der Ubier angreifen,“ flüsterte ihr der Bote zu.

„Unausführbar,“ entgegnete Thusnelda. „Von Aliso bis hierher giebt es eine große Zahl von Kastellen, die mit römischen Soldaten besetzt sind, auch starrt der ganze Rhein von festen Burgen. Es würde Tausende von Leben kosten, und ich will nicht, daß meinewegen ein einziges geopfert werde. Armin hat bisher nur Thaten verrichtet, die ihn unsterblich machen; ein Krieg für seine Gattin aber würde ihn beflecken, weil er fremdes Blut forderte, um das eigene zu schonen. Beim Krieg ist die Gefangenschaft vieler unabwendbar. Das Gewissen fordert, es bei einer bewenden zu lassen.“

„Aber wenn sie dich töten?“ warf Elwin ein.

„Dann ist mein Tod ein Opfer für das Vaterland und die Römer haben denselben zu verantworten, wogegen alle die Leichen, welche der Krieg fordert, auf meinem und meines Gatten Gewissen lasten würden.“

„Ich sehe, es geht nicht,“ sagte Elwin mit be-

trübtem Herzen, „aber kannst du nicht mit mir fliehen?“

„Auch das ist unmöglich. Dieses Haus ist rings von Soldaten umstellt. Keine Stunde des Tages und der Nacht bleibt es unbewacht.“

„So bleibt uns nur noch Eines übrig, ein Rettungsweg, dem selbst die Römer nicht entgegen sein würden. Man hat dich und die edlen Frauen mit großem Vorbedacht geraubt. Die Römer wissen, daß uns die Weiber heilig sind, und daß wir alles hingeben, Reichtum, Leben und Freiheit, um sie zu schützen. Dein Gatte braucht nur den Römern sein Land zu übergeben, ja, er braucht nur von der Heerführung zurückzutreten, so bist du frei; nicht allein frei, man wird dir und deinem Gatten ein Königreich geben und euch mit Ehren und Reichthümern überhäufen.“

Thusnelda schüttelte unwillig den Kopf. „Geht dieser Gedanke von Armin aus?“ fragte sie.

„Nein, nicht von Armin, sondern von Germanikus.“

„Ich wußte es,“ entgegnete sie mit zufriedennem Lächeln; „Armin wird nie zum Verräter an seinem Volke werden, und Thusnelda würde lieber einen tausendfachen Tod erleiden, als sich zu einem solchen Verrate hergeben.“

Dem Boten liefen die Thränen über die Wangen, aber mit stolzerfülltem Herzen schaute er auf Thusnelda und schüttelte ihr die Hand.

„Gäbe Wuotan, alle Männer Germaniens dächten so, wie Armins Gattin,“ sagte er. „Dein Unglück wird uns nachgehen bis an das Grab, aber dein Beispiel wird nicht ohne Frucht und Nachahmung bleiben. Meine Botschaft ist nun zu Ende; ich kehre mit betrubtem, aber auch mit stolzem Herzen in die Berge meiner Heimat zurück.“

„Noch bist du nicht fertig, Elwin; ich habe meinem Gatten ein heiliges Andenken mitzubringen.“

Sie führte ihn an das andere Ende des Gemaches, wo sich die edlen Cheruskerinnen befanden. Von einem kleinen Bettchen schob sie den Vorhang zurück. Da lag in süßem Schlummer in Knäblein mit goldgelbem Haar.

„Mein und Armins Kind,“ sagte sie; „es ist in der Gefangenschaft geboren und von der Stunde seines Daseins an ein Sklave der Römer. Wäre es daheim zur Welt gekommen, so würde es unter des Vaters und der Großmutter Leitung zu einem freien Manne aufgewachsen und in die Fußstapfen seines Vaters getreten sein. Jetzt – o ich wage nicht, an die Zukunft zu denken!“

Thränen entströmten ihren Augen und auch die Frauen weinten, aber rasch faßte sie sich und sprach: „Klagen wir nicht, die Götter lenken unsere Geschicke.“

„Hat das Kind schon einen Namen?“ fragte



Elwin.

„Wir haben es Thumelikus genannt.“

„Warum nicht Armin?“

„Weil es ein Sklave ist. Nichts von Unfreiheit darf jemals den Namen meines Gatten beflecken.“

Das Knäblein erwachte, und Elwin sah, daß seine Augen denselben Glanz strahlten, wie die Armins. Thusnelda hob es aus seinem Bettchen, legte es ihm in den Arm und sprach: „Halte dieses junge Leben einen Augenblick an deiner Brust, damit du seinem Vater sagen kannst, wie es haucht und atmet.“

Elwin drückte einen Kuß auf die zarte Wange und flüsterte: „Schenkt dir Gott leben und Kraft, so erinnere dich, daß du eine Mutter zu rächen hast. Kehre dann heim auf das Grab deines Vaters, des großen Armin, und vollende sein Werk!“

Tieferschüttert gab er das Knäblein der Mutter zurück; diese schnitt eine Locke des gelben Haares von seinem Haupte, benetzte dieselbe mit Thränen, verschloß sie in ein Schächtlein und übergab es dem Boten.

„Bring’ das meinem Gatten,“ sagte sie, „und nun geh’, denn es ist für eine Gefangene nicht gut, sich weichen Gefühlen hinzugeben.“

Elwin wankte hinaus und begab sich in den Palast des Germanikus. Dort fand er auch Agrippina, dessen Gattin, und ihre beiden Kinder, ein Knäblein und ein Mägdlein. Das

Knäblein war schon damals unter dem Namen Caligula oder Stiefelchen wohl bekannt und später ist es durch seine tollen Streiche noch bekannter geworden. Er stieg auf den Thron der römischen Imperatoren, verlieh demselben aber keinen Glanz, sondern machte ihn lächerlich. Das Mägdlein, wie die Mutter Agrippina geheißen, war damals kaum ein Jahr alt, und noch vermutete die Welt nicht, daß es der Stadt Köln ihren Namen und dem römischen Reich einen Kaiser geben, der die eigene Mutter ermorden werde.

Germanikus fragte ihn, ob er Thusnelda seinen Vorschlag unterbreitet habe.

„Ich that nach deinem Befehle.“

„Und wie lautet ihre Antwort?“ fragte Germanikus gespannt.

„Wie es einer Cheruskerin geziemt, hoher Herr. Nicht für das Cheruskerland, nicht für Germanien, nicht für die ganze Welt will sie einen Verrat an ihrem Vaterlande begehen.“

„So ist ihr Schicksal entschieden! Sie hat die Freiheit für immer verwirkt.“

„Du irrst, erhabener Herr! Du kannst ihren Leib mit Ketten binden, kannst sie in den Kerker werfen und ihr durch den Henker das Haupt abschlagen lassen, aber die Freiheit ihres Willens kannst du nicht brechen. Größer als der größte Imperator wird ihr freier Geist als ein leuchtendes Gestirn über Germanien schweben. Wenn das römische Reich in Staub gesunken ist, wird ihr Name noch in allen Tempeln genannt werden.“

„Du glaubst also, daß ihr Name heller strahlen wird, als der meinige?“

„Den deinigen wird man auch nicht vergessen. Man wird fragen: Wer raubte sie? Wer hielt sie im Gefängnisse? Und dann werden tausend Zungen antworten: Germanikus schleppte Thusnelda in Gefangenschaft! Der Ruhm, ein Weib geraubt zu haben, ist nicht groß, größer der, sie losgelassen zu haben. Gieb sie frei, Germanikus! Sieh’ auf dein eigenes Weib und deine beiden Kinder. Schaffe ihnen durch eine große That eine große Zukunft.“

„Worte, Worte!“ sprach Germanikus lächelnd. „Wir Römer kenne die Art und Weise, wie man für Größe sorgt. Deine Mission ist zu Ende; kehre heim und sage dem Fürsten, nur seine Unterwerfung könne ihm Kind und Gattin retten. Seinen Zorn fürchte ich nicht. Meine Legionen sind dafür da, denselben zu stillen.“

Elwin kehrte über den Rhein zurück und wanderte mit bekümmertem Herzen dem Teutoburger Walde zu. Alles, was er heimbrachte, war die Haarlocke eines Kindes.

In einer stürmischen Nacht erreichte er die Burg Armins. Die freiwillige Ehrenwache war noch jetzt zugegen.

„Wie geht es dem Feldherrn?“ fragte er.

„Gut, Elwin, er hat sich schon wieder von seinem Lager erhoben.“

Er trat leise ein; das Herdfeuer flackerte in hellen Flammen und Armin saß daneben auf dem schweren Holzstuhle, den er selbst samt der massiven Rückenlehne aus einem Eichenklotze gehauen hatte. Die Mutter arbeitete an einem schweren Pelzrocke, den Armin in den herannahenden Wintermonaten tragen sollte. Mit mütterlichem Stolze besetzte sie denselben mit feinerem und andersfarbigem Pelze, denn ihr Sohn sollte nicht allein durch seine Männertugenden, sondern auch durch seine Kleidung vor den anderen Cheruskern hervorleuchten.“

Sie winkte Elwin mit der Hand, sich ruhig zu verhalten, aber Armin war bereits erwacht. Mit einer heftigen Bewegung wollte er sich erheben, aber er vermochte es nicht. Elwin näherte sich seinem Stuhle und sprach: „Thusnelda grüßt dich und sendet dir ein Andenken, welches die teuer sein wird.“

Er zog das Schächtelchen hervor und legte es in seine Hand. Armin öffnete es und fand die goldgelbe Locke. Bei ihrem Anblicke stieß er einen Freudenschrei aus und rief: „Mutter, komm' her und sieh' die Locke eines Enkels!“

Heftige Küsse preßte er auf das weiche Haar und reichte es der Mutter. Sie schaute die Locke unter Thränen an und lispelte: „Ein Knäblein, nicht wahr?“

Elwin nickte und sprach: „Ein Knäblein, dem sie den Namen Thumelikus gegeben.“

„Thumelikus,“ sagte Armin kopfschüttelnd, „welch ein seltsamer Name; aber ich verstehe, sie hat ihn nicht Armin nennen wollen, weil in der Sklaverei geboren! Doch, nun berichte mir, wie du sie gefunden, und wie sie meine Botschaft aufgenommen.“

„Mein Feldherr,“ antwortete Elwin, „ihr Körper ist gesund und ihre Seele deiner würdig. Deinen Befreiungsplan hat sie verworfen, weil er nicht durchzuführen ist, und wenn dieses auch wäre, so will sie doch nicht um den Preis des Blutes ihrer Landsleute gerettet sein. Flucht ist unmöglich und somit bleibt nur die Fortdauer der Gefangenschaft übrig, denn auch des Germanikus Anerbieten hat sie verworfen.“

„Welches Anerbieten war das?“ fragte Armin.

„Frei zu werden durch Verrat an den Cheruskern.“

„Die Götter seien für ihre Standhaftigkeit gepriesen,“ rief Armin.

Nun mußte Elwin ihm und der Mutter im einzelnen alles beschreiben, seine Reise, seinen Übergang über den Rhein, seine Unterredung mit Flavius und Germanikus, besonders seine Zwiesprache mit Thusnelda. Sie wollten genau wissen, wie Thumelikus aussehe, welche Züge er

habe, wie seine Augen seien, was er für die Zukunft verspreche und dergleichen mehr.

Elwin beantwortete die Fragen mit gewissenhafter Treue und vergaß des kleinsten Umstandes nicht.

Als alles durchgesprochen war, senkte Armin das Haupt. „Ihr Geist geht hoch über alle Weiber,“ sagte er, „denn alles, was sie gegen meine Pläne vorgebracht hat, ist richtig; aber wo bleiben sie und ich? O, ihr Götter, bewahrt mir die Vernunft! Behütet mich vor Raserei und Selbstmord.“

Die Aufregung wirkte so mächtig, daß sein Körper erschlaffte. Das Haupt sank auf die Brust und eine Ohnmacht entzog ihm seinen schmerzlichen Gefühlen.

Als er wieder zu sich kam, nahm er noch einmal die goldgelbe Haarlocke seines Kindes, drückte sie an die Lippen und vergoß bittere Thränen; dann kam ein wohlthätiger Schlummer über ihn und er schlief, bis die Sonne am Himmel stand. Elwin aber ging hinaus und verkündigte den Wachen, daß dem Cheruskerfürsten in der Stadt der Ubier ein Sohn geboren sei. Die Nachricht flog durch das ganze Land, aber niemand freute sich, niemand frohlockte, denn sie wußten ja alle, daß es ein Sklave war.

## X

Kaiser Tiberius konnte den Ruhm des Germanikus nicht länger ertragen. Er berief ihn an; die Germanen sollten ihrer eigenen Zwietracht überlassen bleiben.

Die Briefe von Rom wurden so dringlich, daß Germanikus, ohne ungehorsam zu werden, nicht länger widerstehen konnte. Zudem versprach er ihm alle möglichen Ehren und Rangerhöhungen, besonders schmeichelte er ihm mit der Gestattung eines Triumphzuges. Allerdings durfte der Feldherr erst dann einen Triumphzug halten, wenn er seine Aufgabe vollständig gelöst hatte; dem Germanikus wäre er erst dann zugekommen, wenn die Germanen gänzlich durch ihn unterworfen gewesen wären; aber über solche Kleinigkeiten setzte man sich in Rom hinweg; „der Krieg, den man ihn gehindert hatte, zu beenden, wurde für beendet angenommen,“<sup>43</sup> und noch ehe der angebliche Sieger kam, errichtete man am Saturnustempel einen Triumphbogen wegen der von Varus verlorenen, unter Germanikus wiedergefundenen Feldzeichen. Mit diesem Wiederfinden war es auch eigentümlich zugegangen. Germanikus hatte nicht die wirklichen gefunden, sondern neue in Feindesland vergraben lassen und diese mit leichter Mühe zurückgeholt. So wurde schon damals die Geschichte

<sup>43</sup>Tacitus an. II, 41.

gefälscht und so pflückte man mit unblutigen Händen Lorbeeren.

Während dieses in Rom vorging und sich der Senat mit der Verurteilung von Geisterbeschwörern unterhielt, entschloß sich Germanikus zur Heimkehr.

Zunächst sicherte er die Kastelle, damit sie nicht unvorbereitet überfallen werden konnten, auch sicherte er alle Besatzungen am Rheine. Dann zog er in aller Stille ab, denn die Germanen sollten nicht erfahren, daß sie von ihrem schlimmsten Feinde befreit waren.

Auch die Gefangenen mußten mit, denn mit Gefangenen und Beute brüstete man sich gern in Rom. Aber mit den Gefangenen sah es ziemlich windig aus, denn nicht Cherusker waren es, sondern Greise und Jünglinge von anderen Stämmen, derer man nicht immer auf die rühmlichste Weise habhaft geworden war.

Die edlen Frauen, welche man durch den Verrat des Segestes gefangen genommen hatte, sowie Thusnelda mit ihrem Söhnlein Thumelikus wurden ebenfalls nach Rom geführt.

Im tiberianischen Palaste erregte die Ankunft Thusneldas großes Aufsehen. Wie oft war in den Theatern im Cirkus, auf dem Forum, auf Plätzen, Straßen und an öffentlichen Orten von einem trotzigem Cheruskerfürsten gesprochen worden, dessen Weib sie war, und nun befand sie sich als eine Gefangene in Rom. Welch ein stolzes Gefühl für Tiberius und seinen Hof.

Man machte sich die sonderbarsten Vorstellungen von ihr. Man dachte sie sich als ein wildes, halbnacktes Weib, welches mit Gier nach rohem Fleische greifen würde.

Die Frauen hatten auch ein besonderes Interesse für sie, weil Armin sie geraubt hatte. Gar zu gern hätten sie eine Germanin gesehen, wegen welcher sich zwischen Segestes und Armin eine tödliche Feindschaft entsponnen.

Tiberius ließ sich von ihren Bitten erweichen und befahl, daß sie in den kaiserlichen Palast geführt werde.

Als die Botschaft kam, sie solle dort erscheinen, war sie gerade mit Thumelikus beschäftigt. Sie badete ihn im kalten Wasser, wie es in ihrer Heimat gebräuchlich war. „Armes Kind,“ sprach sie, „die Römer haben schon so früh Macht über dich. Wärest du zu Hause geblieben, so würden sie vielleicht schon jetzt bei dem Gedanken, in dir erwachse ihnen ein zweiter Armin, zittern; aber jetzt mußt du ihrem Befehle gehorchen und vor dem Kaiser erscheinen, um die Neugier einiger Weiber zu befriedigen.“

Das Volk sollte sie erst beim Triumphzuge sehen, deshalb wurde sie mit ihrem Söhnchen in eine Sänfte gesteckt und von Sklaven auf den Palatin getragen. Am Thore des Palasthügels stieg sie aus, nahm den Thumelikus auf den Arm und

ging die Marmorstufen hinauf. Hier sah sie sich von einer blendenden und ungewohnten Pracht umgeben, aber mit Verachtung schaute sie auf die Statuen, Mosaiken und Marmorsäulen und achtete nicht der reichgekleideten Diener und der Kriegsobersten, durch deren Reihe sie schreiten mußte.

Ein Diener hob einen Vorhang auf und sie befand sich in einem Saale, in welchem die Blüte Roms versammelt war, und der an Herrlichkeit alles übertraf, was sich die lebhafteste Phantasie vorstellen kann.

Die Damen waren von ihrer Erscheinung im höchsten Grade überrascht; denn sie fanden eine große, ebenmäßig gewachsene Gestalt, die zum Herrschen geboren zu sein schien. Niemals hatten sie so edle Züge, so schön geformte Hände und Arme gesehen. Am meisten Aufsehen aber erregte ihr goldgelbes Haar, welches in dichten, weichen Wellen über Nacken und Schultern floß und mit seinen Enden die Fersen berührte.

„Wenn sie enthauptet wird, möchte ich ihr Haar haben,“ flüsterte eine dieser Damen ihrer Nachbarin zu.

Thusnelda hatte von Armin die lateinische Sprache erlernt und verstand also die lieblose Äußerung. „Wenn du nach den Haaren von Leichen trachtest,“ sprach sie mit vorwurfsvollem Blicke, „so komme an den Rhein. Die Römer haben so viele wehrlose Frauen erschlagen, daß du leicht einen Wagen voll Haare haben kannst.“

Auch der kleine Thumelikus war ein Gegenstand der Neugier, und alle wunderten sich, daß er so zartes Fleisch hatte.

„Warum hast du mich kommen lassen?“ fragte Thusnelda den Tiberius.

„Die Frauen wollten eine germanische Fürstin sehen,“ antwortete der Imperator.

„Nur das?“ entgegnete sie. „Aber du giebst ihnen kein richtiges Bild von einer germanischen Fürstin. Frauen tragen bei uns keine Ketten. Die Männer im Teutoburger Walde halten das Weib viel zu hoch und heilig, um es zu beschimpfen.“

Tiberius schämte sich des Vorwurfes und befahl, daß ihr die Ketten abgenommen würden. Ein Sklave nahte, um ihr diesen Dienst zu leisten, aber sie wies ihn zurück und sprach: „Ich bin nicht gewöhnt, mich von Sklaven berühren zu lassen. Die Götter haben mir Kraft gegeben, diese Fesseln selbst zu lösen.“

Mit einem schnellen Rucke zerriß sie die Ketten, daß die einzelnen Glieder auf den Mosaikboden rasselten.

„Sind alle germanischen Weiber so stark, wie du?“ fragte Plancina, die Gattin Pisos.

„Sie sind stark, aber wenn sie in feste Mauern gelockt und von einer gewaltigen Schar bewaffneter Römer überfallen werden, dann sind sie nicht stark genug, einem solchen heimtückischen

Verrate zu widerstehen.“

„Durch Verrat bist du in Gefangenschaft gekommen?“ fragte Livia, des Tiberius Schwiegertochter.

„Wenn du daran zweifelst, so frage Agrippina; Germanikus wird ihr doch sicher erzählt haben, welche gewaltigen Mittel man anwendet, um germanische Weiber zu bezwingen.“

„Du zürnst,“ sprach Tiberius, „weil du gefangen bist, aber es wäre dir ein leichtes, die Freiheit zu erlangen.“

„Ich müßte es dann ungefähr machen, wie der Kaiser Tiberius, welcher zwei mächtige Völkerschaften nicht durch das Schwert, sondern durch Verrat bezwang.“

Der Kaiser biß sich auf die Lippen und sprach: „Du vergissegst, daß ich Macht habe, dich zu strafen.“

„Nein, ich bin mir dessen bewußt, aber du kannst mir höchstens das Leben nehmen. Ich würde keine Thräne darum weinen, denn ein durch die Gefangenschaft beflecktes Leben ist die Luft nicht wert, die man atmet.“

Tiberius konnte den Hohn nicht länger ertragen; er befahl, daß sie fortgeführt und mit schwereren Ketten beladen werde.

In Rom wurden unterdessen die Vorbereitungen zum Triumphzuge des Germanikus gemacht. Er habe die Cherusker, die Chatten, die Angrivarier und viele andere Völkerschaften besiegt, hieß es, und das ganze Germanenland sei jetzt dem Kaiser Tiberius unterworfen. Wie wenig Wahres daran war, das wußten sowohl der Kaiser, als Germanikus, und letzterer hatte noch Ehrgefühl genug, um sich der Lüge zu schämen, aber sein kaiserlicher Oheim wollte es so; der Germanenkrieg mußte siegreich zu Ende sein, damit er einen Vorwand hatte, seinen Neffen vom Rheine zurückkommen zu lassen.

Es war gebräuchlich, bei einem Triumphzuge dem Volke viele Gefangene und Beutestücke vorzuführen. Je größer die letzteren waren, desto größer die Ehre für den Feldherrn, desto größer die Augenweide für die Zuschauer; aber mit den Beutestücken sah es mißlich genug aus, denn erstens waren deren nicht viele zusammengebracht worden und zweitens war das Wenige ärmlich und mußte in den Augen der Römer kaum der Mühe wert sein, so viel Blut zu vergießen, aber Germanikus wußte sich zu helfen. Schon in Vetera und in der Stadt der Ubier hatte er dafür gesorgt, allerlei Dinge zusammenzukaufen, die in irgend einer Weise einen germanischen Anstrich hatten. Auch unterließ er es nicht, sonstiges Schaugepränge herbeizuschaffen.

Eine lange Zeit waren Maler beschäftigt gewesen, die Ufer des Rheines, der Lippe, der Ems und der Weser abzumalen. Auf Genauigkeit kam es nicht an, ja nicht einmal auf Richtigkeit, wenn

nur alles recht wild aussah und es den Anschein hatte, daß eine unmenschliche Tapferkeit dazu gehöre, um solche Gegenden zu bezwingen, dann war es gut.

Endlich war der bestimmte Tag, der 27. Mai des Jahres 17 n. Chr. da. Schon vor Sonnenaufgang waren die Römer auf den Beinen. Die Straßen, durch welche der Zug kommen sollte, waren mit Kränzen geschmückt, die Häuser mit Blumen bedeckt. Alle Fenster waren vollgepfropft von Menschen, in den Thüren und auf den Fußsteigen wimmelte es von Neugierigen, selbst auf den Dächern standen und saßen die Menschen zu Hunderten.

Lange hatte man geharrt; endlich erklangen die Hörner und Posaunen und von weitem kamen die Kohorten, welche den Zug eröffneten. Alle Augen flogen ihnen entgegen und die Luft wiederhallte von dem Freudengeschrei der trunkenen Menge.

Jetzt folgten die Soldaten, welche die eroberten Waffen der angeblich bezwungenen Völker trugen. Sie wurden soviel als möglich der Schau preisgegeben, aber es war nicht viel an denselben zu sehen, denn die Spieße, die Framen, Keulen, Schwerter und grell bemalten Weidenschilde sahen so roh und barbarisch aus, daß das Auge keinen Reiz daran hatte. Aber zwischen denselben wurden die furchtbaren Landschaften, die Hörner der Auerochsen, ausgestopfte Bären und Wölfe, wilde Katzen, Eber, riesige Hirsche und Kriechtiere einhergetragen. Man hatte sich sogar die Mühe gemacht, einige Hütten auf Karren zu setzen, um den Römern die elenden Wohnungen der Barbaren zu zeigen.

Jetzt folgte ein Zug männlicher Gefangenen. Sie waren in Felle gehüllt und trugen auf ihren Köpfen die Häupter der Bestien, mit denen sich die Germanen zu zieren pflegten, wenn sie in den Krieg zogen. Man hatte sich nicht gescheut, diese Gefangenen zu vermehren, indem man eine ansehnliche Zahl von Hilfstruppen in Felle steckte.

Den Gefangenen folgten Darstellungen von grauenvollen Schlachten, und mit großen Buchstaben stand der Ort darunter, wo sie angeblich geschlagen worden waren. Um diese Gefechte noch anschaulicher zu machen, hatte man große Gerüste gebaut, auf denen sie körperlich dargestellt wurden. Die Gefangenen kämpften mit den Römern und mußten pflichtschuldig unterliegen.

Nun kam die mit Ketten beladene Cheruskerfürstin Thusnelda mit ihrem Kinde.

Das Jauchzen schwieg, denn ohne Thränen, aber erhaben wie eine Königin schritt sie daher. Vor einem Palaste, welcher dicht an der Straße lag, blieb sie einen Augenblick stehen, denn im Fenster ruhten auf weichen Kissen ihr Vater Segestes und ihr Oheim Sigimer.

„Vater,“ sagte sie mit lauter Stimme und in lateinischer Sprache, „vielleicht sehe ich dich nicht wieder, darum laß mich dir sagen, daß ich dir die Schmach verziehe. Die Götter mögen dich vor dem Erblinden bewahren, denn deine Augen müssen ja in deinem Kopfe stillstehen, seitdem du gesehen, wohin du erbarmungslos dein Kind gebracht.“

Hinter ihr kam auf prächtigem Wagen der Triumphator Germanikus und in einem besonderen Wagen seine fünf Kinder. Das Volk jauchzte ihm Beifall zu, aber es waren auch viele da, welche die Hohlheit des Triumphes durchschauten, und wiederum viele, welche zuflüsterten: „Seht den Helden, er ist dem Ehrgeize des Tiberius zu groß geworden, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo er vom Schauplatz der Erde verschwindet! Diese arme Agrippina, diese armen Kinder!“

Jetzt schritten die Priester und die Opfertiere vorüber und eine lange Reihe von Soldaten schloß den Zug. Den ganzen Tag wurde gezecht und geschmaust, du selbst die Nacht wurde noch benützt, um den unvergleichlichen Germanikus zu feiern.

Thusnelda war wieder in ihre Hütte zurückgebracht worden. Hier hinter der verschlossenen Thür brach sie zusammen und weinte bitterlich: „Vater, Vater, wohin hat dich dein Haß getrieben! Warum hast du mir nicht lieber das Herz durchstoßen! der Tod ist nicht bitter, aber die Schmach und die Schande.“

Thumelikus kannte von dieser Schmach noch nichts, und die Mutter pries ihn deshalb glücklich. Sie drückte einen Kuß auf die kleine Stirn und flüsterte: „Ich weiß nicht, ob noch längere Gefangenschaft oder Tod unser Los ist. Ich zöge den letzteren vor, aber was sollte aus dir werden, du hilfloser Wurm, der sich niemals rühmen kann, das männliche Antlitz seines Vaters gesehen zu haben!“

Schluchzen erstickte ihre Stimme, aber sie erinnerte sich, daß draußen die Wächter standen. Da trocknete sie die Augen und that sich Gewalt an, denn kein Römer sollte sich rühmen, daß er sie kleinmütig gesehen oder gehört.

Germanikus wurde bald nach seinem Triumphzuge aus Rom entfernt und nach dem Orient geschickt, wo er später durch Meuchelmord sein Leben verlor. Im Teutoburger Walde hatte er auf eine niederträchtige Weise ein Familienglück zerstört; ob er wohl an jenen Frevel dachte, als er fern von der Heimat sterben mußte.

Tiberius, dieser düsterste aller römischen Kaiser, hatte durchaus nicht im Sinne, die Germanen zu einem freien und großen Volke heranwachsen zu lassen, aber er wollte seine Legionen nicht mehr schlachten lassen und seinen Säckel schonen. Wie er schon dem Germanikus

gegenüber geäußert hatte, konnte man mit wohlfeileren Mitteln zu demselben Ziele gelangen. Die germanischen Stämme litten an demselben Fehler, wie heute die Stämme der Indianer. Sie lagen unter sich stets im Streite und hielten nur notdürftig zusammen, wenn es gegen einen gemeinschaftlichen Feind ging. Man brauchte sie nur sich selbst zu überlassen, so rieben sie sich auf. Tiberius ging indessen noch einen Schritt weiter; er sandte seinen Sohn Drusus zu dem besonderen Zwecke, die Germanen zu entzweien, nach Illyrien,<sup>44</sup> und es gelang ihm nur zu gut.

Wir wissen, daß Marbod unseren Helden Armin gänzlich ohne Unterstützung ließ, als er in schweren Kämpfen mit den römischen Legionen rang, daß er sogar, um sich ein Lob zu verdienen oder den Kaiser Augustus noch mehr gegen die Germanen aufzureizen, das ihm überschickte Haupt des Varus nach Rom sandte. Armin hatte diesen Mangel an Patriotismus nicht vergessen und sich vorgenommen, den Mann, der sich so wenig zur Herstellung der germanischen Freiheit eignete, bei günstiger Gelegenheit von seinem einflußreichen Posten zu entfernen.

Diese Gelegenheit kam. Durch die germanischen Völker ging ein Drang nach Freiheit und durch Armins leuchtendes Beispiel angespornt, wuchs derselbe von Tag zu Tag. Aller Freiheit entgegen aber war Marbod, der, wie bereits gesagt, nur nach einer starken Kriegsmacht strebte, um als ein mächtiger und unumschränkter König zu herrschen. Darüber murrten die Völker, welche unter seiner Botmäßigkeit standen, und Drusus schürte die Flamme so lange, bis die Semnonen und Longobarden<sup>45</sup> ihm den Gehorsam kündigten und von ihm abfielen.

Ihre Blicke richteten sich nach dem Cheruskerlande, wo Armin, der Besieger der Römer, traurigen Herzens in seiner verwaisten Burg saß und der Gattin und des Sohnes gedachte. Hatte er mit dem Abzuge der Römer nicht mehr zum Schwerte gegriffen, so war doch sein Ansehen so gewaltig gewachsen, daß man ihn in ganz Germanien als das natürliche Haupt aller Deutschen betrachtete. Nur diejenige Partei, die es schon früher mit den Römern gehalten hatte, grollte ihm und versäumte kein Mittel, ihn zu verdächtigen, als wenn er, wie einst sein Schwiegervater Segestes, nach dem Königtume strebte.

Einen mächtigen Rückhalt erhielt diese Partei an seinem Oheim Inguimer. Dieser ungestüme Krieger hatte in den Schlachten der Cherusker gegen die Römer verschiedene erhebliche Mißgriffe gemacht und trug die Schuld, daß der Feind nicht gänzlich aufgerieben worden war.

Armin forderte deshalb für alle Zukunft be-

<sup>44</sup>Tacitus, an. II., 44.

<sup>45</sup>Guggenheim I, 93.

dingungslose Unterwerfung unter seinen Befehl; aber der ältere Mann war zu stolz, zu ungestüm und zu herrisch, um sich dem jüngeren Neffen unterzuordnen.

Da kam an Armin die Botschaft der Semnonen und Longobarden. Armins Zorn gegen Marbod hatte sich noch nicht gelegt, und er schrieb selbst den Verlust Thusneldas auf seine Rechnung, denn wäre er damals mit seinem Heere zu Hilfe gekommen, so hätten sie die Römer in offener Feldschlacht vernichten können und sie wären niemals wieder in den Teutoburger Wald gelangt.

Der germanische Löwe erhob sich und sagte die erbetene Hilfe zu. Sofort gingen seine Boten durch das Land und forderten nicht allein die Cherusker, sondern auch die verbündeten Stämme zum Kriege gegen Marbod auf. Sie kamen in hellen Haufen, denn Armin, der Kämpfer für die Freiheit, war der Liebling der germanischen Völker.

Nur sein Oheim Inguimer widersetzte sich, weil er nicht unter des Neffen Befehl stehen wollte. Er vergaß sich so weit, daß er sich öffentlich von ihm lossagte und mit seinem Heere dem Marbod zu Hilfe zog.

Die Heere standen sich in gleicher Stärke gegenüber. Armin aber würde das Übergewicht gehabt haben, wenn sein Oheim bei ihm geblieben wäre.

Der glänzende Held bestieg sein Roß und ermunterte seine Anhänger durch begeisterte Worte zur Tapferkeit. Von Schar zu Schar reitend, pries er die wiedererrungene Freiheit, sprach von den Legionen, die sie erschlagen, und zeigte mit Stolz auf die Waffen, welche sie den Römern abgenommen und die seine Krieger jetzt bei sich hatten. Nachdem er ihnen von ihrem eigenen Werte gesprochen, deutete er auf Marbod und schalt ihn, weil er im verhängnisvollen Augenblicke seine Brüder im Stiche gelassen und sich durch Geschenke und Verrätereien ein Bündnis mit den Römern erbettelt hatte. Er nannte ihn mit Recht einen Vaterlandsverräter und einen kaiserlichen Leibknecht, der mit gleichem Hasse zermalmt werden müsse, wie Varus. Das, sagte er, würde ihnen nicht schwer werden, denn sie hätten viele siegreiche Schlachten geschlagen und die Römer vertrieben. Wenn sie über diese Meister geworden, so würden sie auch den Marbod besiegen.

Auch Marbod redete zu seinen Scharen, pries ruhmredend seinen eigenen Wert und setzte den des Armin herab, indem er Inguimers Hand ergriff und laut ausrief: auf ihm beruhe des Cheruskervolkes ganze Ehre, denn was in ihren Kriegen glücklich abgelaufen, das sei sein Werk; Armin aber sei ein Tollkopf ohne Erfahrung, der fremden Ruhm sich zueigne, weil er drei sich

selbst überlassene Legionen und einen arglosen Feldherrn tückisch hintergangen habe, zum großen Schaden Germaniens und seiner eigenen Schande, da sein Weib und sein Sohn noch in Knechtschaft schmachteten.

Die beiden Heere waren ungeheuer groß und beide für ihre Sache entflammt. Als sie gegeneinander rückten, sah man bald, daß der Krieg mit den Römern ihnen eine gute Schule gewesen war, denn sie kämpften nach regelrechten Gesetzen. Die Schlacht war eine äußerst blutige und so erbittert, daß beide rechte Flügel geschlagen wurden. Niemand konnte sich eigentlich den Sieg zuschreiben und auf beiden Seiten erwartete man eine neue Schlacht.

Marbod schien aber seiner Sache doch nicht ganz sicher zu sein, denn er zog sich auf einen Hügel zurück. Das galt bei allen als ein Eingeständnis seiner Schwäche. Große Scharen von seinen Kriegern verließen ihn und gingen zu Armin über. Wir wissen nicht, welche es waren, aber es läßt sich annehmen, daß die unter seinem Oheim Inguimer stehenden Cherusker nicht die letzten waren, welche übergingen. Armin erlangte dadurch ein so großes Übergewicht, daß Marbod keine zweite Schlacht wagte, sondern in Eilmärschen nach Böhmen entfloh.

Armin triumphierte, aber der besiegte Marbod war nicht gewillt, den Krieg aufzugeben. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom an den Kaiser Tiberius und bat ihn unter großen Versprechungen um Hilfe gegen die Cherusker, die alten Feinde Roms; aber Tiberius, der schlaue Fuchs, welcher die Früchte der Uneinigkeit schon heranreifen sah, ließ ihm sagen, es stehe ihm nicht zu, gegen die Cherusker Hilfe zu verlangen, denn als Rom gegen denselben Feind im Felde gelegen, habe er ruhig zugesehen, wie die Legionen hingeschlachtet worden seien.

Statt ihm Hilfe zu schicken, befahl er seinem Sohne Drusus, die germanischen Völker noch mehr zu entzweien. Wie gut dieser seine Aufgabe löste, konnte man nach dem Erfolge abnehmen. Er bediente sich zur Erreichung seiner Absichten eines jungen Mannes mit Namen Katwalda, eines Goten, der früher von Marbod vertrieben worden war und jetzt an der Weichsel wohnte. Diesen unterstützte er mit Geld und Mannschaften, so daß er in das Gebiet des Marbod einrücken konnte. Ein gelehriger Schüler des Drusus, wußte er es fertig zu bringen, daß viele Volkshäupter dem Marbod ab- und ihm zufliehen. Katwalda griff ihn allenthalben an und war in seinen Unternehmungen außerordentlich glücklich; selbst die Residenz des Marbod belagerte er, brachte sie zum Falle und eroberte seine Burg.

Hier waren ungeheure Schätze aufgehäuft, denn Marbod hatte alle Kriegsbeute dahin ge-

schleppt. Es muß ein großer und einträglicher Handelsverkehr daselbst betrieben worden sein, denn bei der Eroberung der Stadt fand Katwalda eine Anzahl römischer Marketender, welche des Gewinnes wegen Heimat und Vaterland vergessen hatten.

Je mehr der Glücksstern des einst so mächtigen Marbod sank, desto massenhafter verließen ihn Freunde und Anhänger, so daß er zuletzt ganz allein stand und froh war, daß er durch die Flucht das nackte Leben rettete. Der Mann, der einst mit mächtiger Hand über so viele Völker geherrscht hatte, war genötigt, nach Italien zu gehen. Hilflos flehte er die Gastfreundschaft des Tiberius an. Dieser fühlte sich dadurch nicht wenig geschmeichelt. Im Senate hielt er bei dieser Gelegenheit eine lange, auf Selbstvergötterung berechnete Rede; er schilderte die ungeheure Tapferkeit des Mannes und legte es den Römern nahe, welch ein Verdienst er sich erworben, daß er diesen Helden unschädlich gemacht habe.

Großmütig gewährte er ihm darauf ein Asyl in Ravenna, wohin auch Thusnelda mit ihrem Söhnchen geschickt worden war. Marbod mußte es sich gefallen lassen, daß er in Ravenna öffentlich zur Schau gestellt wurde. Achtzehn Jahre lang aß er das Gnadenbrot des Tiberius, dann starb er ruhmlos und vergessen.

Es lag aber durchaus nicht in der Römer Absicht, den Katwalda zu einem zweiten Marbod heranreifen zu lassen. Sie bändigten ihn wieder durch andere Völker, und er verfiel dem gleichen Schicksale wie Marbod. In Gallien fand er ein Asyl, während diejenigen Germanen, die an seinem und Marbods Siegeswagen gezogen, auseinandergerissen und in andere Gegenden verpflanzt wurden.

Drusus hatte es also mit seinen Gaukelspielen richtig fertig gebracht, einen Keil zwischen die Germanen zu treiben, und einen Teil derselben gänzlich vom gemeinsamen Stamm zu lösen. Jetzt wandte er sein Augenmerk auf den großen Völkerbund, an dessen Spitze Armin stand.

Handhaben zur Uneinigkeit gab es auch hier genug. Schon zu Augustus' Zeiten hatte es nicht an Bewunderern von Roms Glanz und Größe gefehlt und später war die Zahl der Römischgesinnten durch Segestes noch bedeutend gewachsen. Es befand sich zwar nicht mehr im Lande, aber seine Partei war deshalb nicht ausgestorben, ja sie hatte sich neuerdings noch durch Inguimer bedeutend vergrößert. Der Ausgang des Krieges mit Marbod war nicht geeignet gewesen, den Zorn seines Oheims zu besänftigen. Er war im Gegenteil gestiegen und er that jetzt alles mögliche, um seinen ehemaligen Einfluß wieder zu erlangen. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß er von Rom aus durch Geld und dergleichen un-

terstützt wurde.

Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Armin zu verdächtigen, als strebe er nach der Königswürde. Da die Germanen unbeschreiblich eifersüchtig auf ihre Freiheit waren, so lag hierin das geeignetste Mittel, Mißtrauen gegen ihn zu erwecken. Dazu kam noch, daß es eine große Anzahl von Leuten bei den verschiedenen Stämmen gab, die ihm neidisch waren und sich fragten, warum sie, die sich an Geburt mit ihnen messen konnten, eine weniger hervorragende Stellung einnehmen, als er. So war also der Zündstoff in die Gemüter geworfen und es bedurfte nur noch der Zeit, um den Brand zum Lodern zu bringen.

## XI

Ob sich der allmächtige Tiberius vielleicht schämte, ein Weib und einen Knaben in seiner Nähe zu haben, von denen die Welt wußte, auf welche hinterlistige und billige Weise sie in den Besitz des Germanikus gekommen waren, oder ob er aus Zorn das Weib, dessen Gatte allen Verführungen widerstand, aus seinen Augen schaffen wollte?

So viel steht fest, er behielt sie nicht in Rom, sondern schickte sie nach Ravenna ins Exil, nach Ravenna, welches später in der deutschen Geschichte eine so bedeutende Stellung einnahm. Es war damals noch nicht die stille Totenstadt von heute. Noch fehlten die Paläste und großartigen Gebäude, welche in späteren Zeiten die Ostgoten hier aufführen ließen. Es war noch ganz so, wie in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Augustus, wo Strabo, der große Geograph, es mit eigenen Augen sah und eine Beschreibung von demselben entwarf.

Die Stadt war groß, aber sie hatte nur hölzerne Häuser und war von zahlreichen Kanälen durchschnitten, welche durch beständiges Zufließen von frischem Meerwasser die Luft reinigten. Hier war auch ein Stationsort der römischen Flotte. Dadurch wurde die Stadt unheimlich belebt und man sah täglich Schiffe von der ganzen damals bekannten Erde herankommen.

Hier lebte Thusnelda mit ihrem Thumelikus. Täglich ging sie mit ihm zum Hafen und spürte die Schiffe auf, welche vom Rheine kamen, in der Hoffnung, irgend jemand zu treffen, der ihr Nachricht von Armin geben könne. Diese Hoffnung war eine trügerische; jeden Abend kehrte sie trauriger heim. Im stillen Stübchen vergoß sie bittere Thränen, und wenn der kleine Thumelikus fragte, warum sie weine, dann erzählte sie ihm von der fernen Heimat, von dem tapferen Vater und von den bösen Römern.

Aber Thumelikus fand es in Ravenna, wo es



so viel Abwechslung und so farbenreiche Schauspiele gab, schön und angenehm. Von der Heimat konnte er sich keine Vorstellung machen. Nur, wenn die Mutter von den Kämpfen mit wilden Tieren und von blutigen Schlachten sprach, dann blitzten seine feurigen Augen, dann streckten sich seine kleinen Arme aus, als wenn er zum Schwerte greifen wollte.

In Ravenna war eine kaiserliche Fechterschule; hier wurden die Kriegsgefangenen der verschiedenen unterjochten Nationen zu Fechtern ausgebildet, um in den Amphitheatern des großen Reiches mit wilden Tieren zu kämpfen oder sich untereinander zu töten.

So oft es ihm möglich war, schlich er sich in diese Fechterschule, und hier sah er auch zum erstenmal jene stattlichen Germanen, welche in der Freiheit der Schrecken der Römer gewesen waren. Die Gladiatoren liebten ihn und holten ihn gern in die Arena, wo er stundenlang den Kämpfen zuschaute.

Erhielt auch Thusnelda bei den Schiffen keine Nachricht von ihrem Gatten, so kam doch plötzlich eine von Rom und zwar mitten aus dem Senate – eine Nachricht, die sie erbeben machte.

Im Senate, so hieß es, sei (19 n. Chr.) ein Schreiben von Gandester, dem Fürsten der Chatten, eingelaufen, worin sich derselbe erbot, den Armin aus dem Wege zu schaffen, wenn man ihm von Rom Gift schicken wolle. Tiberius, von dem die ganze Welt wußte, daß ihm jedes Mittel gerecht war, wenn es galt, einen Verhassten zu beseitigen, hatte sich bei dieser Gelegenheit mit einem wohlfeilen Ruhme bedeckt, denn er erklärte, „nicht heimtückisch, noch auf Schleichwegen, sondern offen, die Waffen in der Hand, räche sich an seine Feinden das römische Volk.“

Dieser Brief wird für alle Zeit ein vortreffliches Zeugnis für die Germanen bilden, denn er beweist, daß man in der Heimat des Armin das heimlich tötende Gift noch nicht kannte, und das der eine Verworfene, der sich zum Morde hergeben wollte, das Mittel von den Römern fordern mußte.

Thusnelda war erstarrt, als sie von dem furchtbaren Anschläge auf ihres Gatten Leben hörte; er sagte ihr nur allzudeutlich, daß seit ihrer Gefangenschaft die Partei der Römerfreunde noch gewachsen war. Sie vermutete nicht mit Unrecht, daß ihre eigenen, von Armin verdunkelten Verwandten mit im Spiele waren.

Die Weigerung des Tiberius ließ ihr seine Gefahr noch furchtbarer erscheinen, denn dieser Mann mußte genau wissen, daß es solcher Mittel nicht bedurfte, um ihn aus dem Wege zu räumen. Allenthalben lauschte sie auf Nachrichten aus Germanien und verzehrte sich fast in der Ungewißheit. Bald sah sie ihn in Ketten, bald hielt sie ihn für tot; aber ruhige Überle-

bung sagte ihr, daß keines von beidem der Fall sei. Die Freude über ein solches Ereignis würde ganz Rom in Aufregung gebracht und sich in kurzer Zeit auch nach Ravenna verbreitet haben. Da dieses nicht der Fall war, so hielt sie dafür, sein Anhang sei noch immer groß genug, um sich der Feinde zu erwehren.

Zwei Jahre später (21 n. Chr.) erschien ein Mann in Ravenna, der einst die Welt von sich hatte reden machen. Er saß am Hafen und schaute mit düsteren Blicken über das Wasser; da kam auch Thusnelda mit Thumelikus. Das Knäblein war noch nicht sechs Jahre alt, aber in seinen Augen lag schon der Geist des Vaters. Er lief auf den Fremden zu und fragte: „Was machst du hier? Suchst du auch nach deinem Vater?“

„Wer bist du, mein Sohn?“ fragte der Fremde, welcher sich wunderte, hier germanische Leute zu vernehmen.

„Thumelikus, Sohn Armins, des Cheruskerfürsten,“ antwortete Thumelikus stolz, denn so hatte es ihm die Mutter gelehrt.

Der Fremde erhob sich und schaute die Mutter an.

„Du bist Thusnelda,“ sagte er. „Vor vielen Jahren, als wir beide kaum das Kindesalter hinter uns hatten, bin ich mit Armin im Hause deines Vaters gewesen.“

Thusnelda betrachtete ihn und entgegnete: „Ich erinnere mich, du bist Marbod, einst ein Freund meines Mannes, dann aber sein Feind, weil du ihm in der Not nicht beistandest. Ich wäre nicht hier, wenn du deine Pflicht gethan hättest.“

Marbod neigte beschämt das Haupt und entgegnete: „Wenn die Götter den Menschen verderben wollen, so machen sie ihn erst blind. Für jene Untreue bin ich gestraft, Thusnelda, und dein Gatte hat schwere Rache an mir genommen. Durch ihn bin ich von der glänzenden Höhe gestürzt, habe mein Reich und meine Freiheit verloren. Ich bin ein Verbannter wie du und dein Knabe und ich esse das Gnadenbrot des Kaisers. Doch du bist ungleich glücklicher, als ich, denn du hast niemals dein Haupt vor dem Imperator gebeugt, sondern deinen Stolz bewahrt. Ich aber, zu meiner Schande muß es gestehen, habe um Gunst gebettelt und für ein Königreich ein wenig Brot und eine Wohnung eingetauscht.“

„Weißt du nichts von Armin?“ fragte sie.

Er erzählte ihr von seiner verlorenen Schlacht und fügte hinzu: „Armin ist der größte Geist, den Germanien gezeugt, und es werden Jahrhunderte vergehen, ehe wieder ein solcher auf der Schaubühne erscheint; aber er wird dennoch fallen. Die Germanen vertragen das Leitseil noch nicht; wer sie gut und sicher führt, dem mißtrauen sie aus angeborener Freiheitsliebe.“

Nicht weniger traurig sah es im Teutoburger Walde aus. Armin saß mit finsterner Miene in seiner Burg und dachte an Weib und Kind. Weder Elwin, noch seine Mutter konnten ihn erheitern. Sein Oheim Inguimer trat überall als Feind gegen ihn auf, und das Land war in zwei Heerlager gespaltet. Er machte einige Versuche das drohende Unheil abzuwenden und sich wieder mit ihm zu versöhnen, aber das war ein vergebliches Beginnen, Inguimer wies die dargebotene Hand mit Haß zurück. Da konnten Reibereien und Kämpfe nicht ausbleiben; der Haß rostete auf beiden Seiten immer tiefer in das Herz.

O, wie häufig geschah es da, daß der Bruder gegen den Bruder stand, der Sohn gegen den Vater. Römische Sendlinge schlichen von Haus zu Haus und streuten den Samen der Zwietracht immer dichter.

Eines Tages war Armin mit dem Priester und Elwin zu den Externsteinen gegangen, denn er wollte den Göttern ein Opfer bringen, damit sie die Zwietracht in Frieden wendeten. Sein edelstes Roß ward geschlachtet und brannte jetzt auf dem großen Opferaltare. Die drei Personen aber saßen auf dem hohen Externsteine und schauten über das Kampffeld, auf dem Varus gefallen. Da sprengte ein Reiter am Varuslager vorüber. Als er des Armin ansichtig wurde, hielt er sein Roß an und winkte dem Fürsten, herniederzusteigen.

Es war ein Chatte, welcher direkten Weges von Rom kam.

„Mein Fürst,“ sagte er, „als Tiberius am Rheine war, ließ ich mich in die Legionen aufnehmen und ging mit ihm nach Rom und habe nun seit vielen Jahren gedient und niedere Ämter bekleidet. Tiberius hatte mich gern um seine Person, und wenn er in den Senat ging, mußte ich ihn stets bis in den Vorhof begleiten. So bin ich Zeuge alles dessen geworden, was in Rom vorging.“

„Hast du meine Gattin gesehen,“ fragte Armin hastig.

„Ich sah sie, mein Fürst, aber nicht, wie ich sie gern gesehen hätte, denn sie befand sich im Triumphzuge des Germanikus, sie und Thumelikus. Sie hat die Römer durch ihre königliche Majestät in Bewunderung versetzt, denn sie schritt wie eine Göttin daher, und das Los ihrer Unfreiheit erpreßte ihr keine Thräne. Stolz erhob sie das schöne Haupt, denn nur ihr Körper war unfrei, nicht die Seele, ihr Vater aber, der sich nicht schämte, den Triumphzug anzusehen, mußte die Augen zu Boden schlagen.“

„Und wo ist sie jetzt?“

„In Ravenna, mein Fürst. Ich habe sie dort nicht selbst gesehen, aber ich höre, daß sie vor wie nach aller Bewunderung auf sich zieht und Marbod, den Verräter, in tiefen Schatten stellt. Doch nun, Herr, laß dir sagen, warum ich zu dir komme: Längst war ich der Abgeschieden-

heit von Heimat und Landsleuten müde, und ich trachtete nach einer Gelegenheit, wieder an den Rhein zurückzukommen. Es hätte wohl noch lange gedauert, aber eine Angelegenheit, die dich betraf beschleunigte meine Abreise. Eines Tages, als der Kaiser und die Senatoren den Saal verließen, hörte ich von einem Briefe, den der Chattenfürst Gandester an den Kaiser und den Senat geschrieben hatte.

Ich wurde aufmerksam und fragte nach dem Inhalte des Briefes. Da hörte ich denn zu meinem größten Erstaunen, daß der schlechte Hund sich angeboten habe, dich durch Gift aus dem Wege zu räumen; aber er konnte in Germanien kein Gift finden, darum sollte es ihm von Rom gesandt werden. Als ich das hörte, mein Fürst, da hielt ich es nicht länger in Rom aus; ich mußte an den Rhein, um dich zu warnen.“

Armin war bei dieser Nachricht bleich geworden. „So weit ist es schon gekommen?“ sprach er. „Während ich für die Freiheit meines Vaterlandes Weib und Kind verloren und ärmer geworden bin, als der ärmste unter den Cheruskern, denkt man daran, mich heimlich aus dem Wege zu räumen?“

Elwin stand da wie vom Blitze getroffen. „Meuchelmord,“ sagte er, „Meuchelmord unter den Germanen!“

Armin war wieder zu sich gekommen; klar schaute er in die Zukunft und sprach: „Meine Freunde, ich sehe, wie die Sache zusammenhängt. Augustus, Tiberius, Drusus und Germanikus haben ihr Bestes gethan, um Deutschland mit den Waffen zu unterwerfen; nachdem man aber in Rom eingesehen, daß dieses nicht möglich, hat der schlaue Tiberius Falschheit und Tücke zu Hilfe genommen. Die Spaltung, welche mit dem Schwerte nicht fertig zu bringen war, soll durch Lug und Verleumdung zuwege gebracht werden. Jetzt verstehe ich, woher alle diese Beschuldigungen kommen, ich trachte nach dem Königtume. O, Tiberius, du hast die Germanen gut studiert, du weißt, wie empfänglich sie für solche Einflüsterungen sind. Bei meinem Oheim Inguimer hat er den ersten Keil eingesetzt, weil er wußte, daß der alternde Mann nach dem Ruhme dürstet, der mir von selbst zu gefallen. O, den Ruhm wollte ich im lassen, aber er ist nicht der richtige Mann, um die Germanen zu einem großen und einigen Volke zu machen.“

„Nicht bei ihm allein hat er gewirkt,“ sprach der Priester. „Seine Sendboten haben wahrscheinlich bei den meisten Fürsten Germaniens vorgespochen und reichen Lohn in Aussicht gestellt. Gandester aber ist der einzige gewesen, welcher sich direkt mit den Römern einließ.“

„So scheint es,“ antwortete Armin, „aber Tiberius weiß mit Bestimmtheit, daß auch andere bereit sind, mich aus dem Wege zu schaffen,

sonst hätte er Gandesters Anerbieten nicht von der Hand gewiesen.“

„Es ist wahr,“ sprach Elwin, „der Verrat schleicht im Dunkeln. Man muß der Schlange den Kopf abschlagen, ehe sie stechen kann. Mein Rat ist deshalb, ein Heer zusammenzuziehen und gegen die Chatten vorzugehen.“

Armin begab sich in seine Burg zurück, ungeschlüssig, was er thun solle. Sein Gemüt begann sich zu verbittern und er fragte sich, ob er, der Undankbarkeit seiner Landsleute gegenüber noch länger verpflichtet sei, sich zu opfern. Er war überzeugt, daß Tiberius seine Unterwerfung auch noch jetzt mit Freuden begrüßen und sie jedem gewaltsamen Mittel vorziehen würde. Noch konnte er mit Vorteil unterhandeln und sein Weib und sein Kind zurückfordern.

Nicht lange blieb er bei diesem Gedanken stehen; nein, um keine Preis wollte er sein Land verraten; mochten alle abfallen, er wollte stehen, bis man ihn fällte.

Elwin hatte die abscheuliche Absicht des Chattenfürsten nicht verschwiegen, sondern sie jedem Bekannten mitgeteilt; infolgedessen kamen viele Cherusker auf Armins Burg und verlangten, daß er sich gegen die Chatten rüste. Er mußte nachgeben. Von allen Seiten kamen seine Anhänger und bald stand er mit einem großen Heere bereit, um in das Land der Chatten einzufallen.

Auch die Vaterlandsverräter rüsteten sich; an ihrer Spitze Inguimer.

Die Gegner sahen wohl ein, daß sie ihn mit offener Gewalt niemals bezwingen würden, deshalb verfielen sie auf den Gedanken, ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen; aber sie hielten ihre Absichten geheim und gaben sich sogar den Anschein, als hätten sie alle Kriegsgedanken aufgegeben. Sorglos gemacht, entließ er seine Krieger, um sie nicht länger dem Ackerbau und den bürgerlichen Geschäften zu entfremden.

Häufig streifte er mit Elwin durch die Wälder, um den Auerochsen zu erlegen, und er bewies bei diesen Jagden, daß er ein ganzer Mann war, aber geistig litt er sehr. Einst hatten sie den ganzen Bezirk, auf welchem Varus mit seinen Legionen gefallen war, begangen.

„Mein Freund,“ sprach er in zorniger Stimmung, „was wir damals vollführten, das war eine mannhafte That, aber all das Blut ist umsonst vergossen worden. Diese Leichen wären eine herrliche Saat für die Freiheit geworden, wenn wir alle von derselben Vaterlandsliebe durchdrungen gewesen wären. Wir würden den Römern für immer das Wiederkommen verleidet haben; aber jetzt schreien diese Leichen nur um Rache gegen ihre Mörder. Jeder Krieg gebiert einen neuen, und ich, der ich alles geopfert habe, stehe den Cheruskern im Wege; sie wer-

den nicht ruhen, bis die Heimaterde mein Blut getrunken hat. Gern gäbe ich es hin, wenn dadurch geholfen würde; aber mein Tod wird nur die Losung zu größerer Zwietracht sein. Die einen werden mich zu rächen suchen, die anderen die Gewalt erstreben, bis sie sich zerfleischen, bis das ganze Land verblutet.“

Traurig und schweigend ging Elwin neben ihm her; die Wahrheit seiner Worte leuchteten ihm nur zu sehr ein.

Bei den Externsteinen angekommen, legten sie sich nieder, um zu ruhen. „Elwin,“ sprach Armin, „in der letzten Zeit sind oft Todesgedanken über mich gekommen, und ich fürchte, die Zeit, wo ich nach Walhalla gerufen werde, ist nicht weit mehr. Versprich mir, wenn dieses Ereignis eintritt, nach Ravenna zu gehen und meine Frau und mein Kind von meinem Tode zu benachrichtigen. Auf meinem Herzen wirst du die Kindeslocke finden, welche du mir aus der Stadt der Ubier mitbrachtest; lege sie in die Hand meiner Thusnelda und sage ihr, daß ich bis zu meinem letzten Hauche um sie getrauert habe.“

Dem guten Elwin standen die Thränen nahe; er wußte nichts zu antworten, nickte nur mit dem Kopfe.

Armin war müde geworden und schlief ein. Sein Begleiter erhob sich, denn er glaubte, im Walde Geräusche zu vernehmen. Mit gespanntem Bogen suchte er die Fährten des Auerochsen und folgte denselben, um ihn zu erlegen. So kam er eine Strecke von dem Schlafenden weg.

Das Geräusch rührte aber nicht von einem Auerochsen, sondern von Menschen her, die sich in der Nähe des Ruheplatzes verborgen hielten. Als der treue Elwin sich entfernt hatte, erhoben sie sich; Dolche blitzen in ihren Fäusten, schreckliche Entschlossenheit lag auf den Gesichtern. Und diejenigen, welche sich dem Schlafenden nahten, waren seine eigenen Verwandten.

Geräuschlos schlichen sie herbei und die Dolche fuhren in sein Herz. Armin öffnete die Augen und stieß einen grellen Schrei aus. Nicht die Wunden, nicht die Gewißheit des Todes entlockten ihm denselben, sondern der furchtbare Umstand, daß es die Seinigen waren, die ihn meuchlings ermordeten.

Still, wie sie gekommen waren, verschwanden sie; kein menschliches Auge, außer dem seinigen sah die Mörder.

Elwin eilte auf den Schrei herbei und fand ihn in seinem Blute. Noch steckte ein Dolch in seiner Brust. Er war neu, frisch von Rom gekommen.

„Der Schatten des Varus ist über mich gekommen,“ flüsterte der Sterbende. „Einst umgarnte ich ihn mit Lug und Täuschung; es war die einzige schlechte That, die ich begangen; nun habe ich dafür gebüßt.“

„Wo ist dein Mörder?“ fragte Elwin.

„Die Götter wissen es, den Menschen soll es verborgen bleiben!“ Seine Hände sanken schlaff herab, seine Lippen schlossen sich, die edle Seele entfloß dem Körper.

Schreiend und händeringend eilte Elwin davon und verkündete in den nächsten Hütten, daß der Held des Cheruskerlandes ermordet an den Externsteinen liege.

Die Hörenden wurden von einer furchtbaren Bestürzung ergriffen und eilten mit Elwin zur Mordstätte. Da lag er im Walde, wie vor ihm Cäsar im Senat, wie noch nach ihm Siegfried an der Quelle. Sie hoben ihn auf, legten ihn auf Spieße und Tannenreiser und trugen ihn wehklagend seiner Burg zu, den Dolch aber ließen sie stecken, damit jeder erfahre, daß er durch ruchlose Hände gefallen. Aus den Wäldern, aus den Schluchten und den Dörfern liefen Freunde und Feinde herbei, umringten die Leiche und brachen in Flüche und Verwünschungen aus. Immer größer wurde der Menschenstrom, und als die Träger vor seiner Burg ankamen, da war fast das ganze Cheruskerland um seinen Leichnam versammelt. Die alte Mutter brach an der Bahre zusammen, aber vergebens flehte sie um den Tod. Die Götter ließen sie noch leben, damit sie sehe, welch eine furchtbare Zwietracht aus dem Tode ihres Sohnes erwachse, damit sie Zeuge sei, wie sich das Land zerfleischte, welches keine starke Hand mehr zusammenhielt.

Elwin kniete vor dem Entseelten nieder, öffnete die Tunika und nahm von seiner Brust die kleine Schachtel. „Seht die Locke seines Sohnes,“ sagte er; „er hat mich beauftragt, sie Thusnelda zu bringen.“

Die Leiche blieb vor der Burg stehen und die Edelsten des Landes hielten die Leichenwache. Elwin aber schickte Boten durch das ganze Land und ließ verkündigen, der Fürst sei durch die Hände von Meuchelmördern gefallen. Wer sich rein wisse, solle kommen und ihn bestatten helfen.

Sie kamen alle, die Freunde aus Anhänglichkeit, die Feinde, um sich nicht zu verraten.

In einer dunklen Nacht wurde auf der Anhöhe ein riesiger Scheiterhaufen angezündet; oben darauf lag die Leiche, mit dem Dolche in der Brust. Die Flammen leuchteten weit in die Ferne und verkündigten das Begräbnis des großen Mannes. Noch weiter als das Feuer lief das Gerücht; bis an den Rhein rief es Thränen und Flüche hervor, jenseits desselben, in Vetera und der Stadt der Ubier Lachen und Händereiben.

Das Begräbnis war das großartigste, welches die Cherusker jemals gesehen. Bei den Flammen des Holzstoßes wurden seine Pferde und seine Hunde geschlachtet und mit seiner Asche in den Grabhügel gelegt. Auch die Waffen, mit denen er so manchen Sieg erfochten und sein Tischgerät

wurden ihm mitgegeben.

Ängstlich umstanden die Sklaven den Holzstoß, denn sie erwarteten ebenfalls den Flammentod; aber die alte Mutter rettete sie. „Mein Sohn findet in Walhalla Hände genug, die ihn bedienen. Im Leben wollte er nicht, daß andere sich für ihn opferten, im Tode will er es noch weniger!“

Als der Morgen graute und der Hügel sich über dem Grabe wölbte, bestieg Elwin ein schnelles Roß und sprengte auf dem kürzesten Weg durch Wald und Schlucht auf Mainz zu und von dort weiter nach Italien, denn Thusnelda sollte die Nachricht von seinem Tode nicht von fremdem Munde, nicht durch den schadenfrohen Senat erfahren.

Eines Tages kam er in Ravenna an und suchte nach Thusnelda. Er fand sie am Hafen in schmerzlicher Unterhaltung mit Marbod, dem einstigen Markomannenkönige. Am gestrigen Tage hatte man den Thumelikus ihren Armen entrissen und ihn in die Gladiatorenschule gebracht. Dort sollte er zum Fechter herangebildet werden.

„Wäre er lieber in meinen Armen gestorben,“ sagte sie. „Sein Vater ein Held ohnegleichen, er ein Fechter zur Belustigung der freudesatten Männer und Weiber.“

„Du konntest nichts anderes erwarten,“ antwortete Marbod; „die Kriegsgefangenen werden niemals wie freie Männer behandelt; Sklaverei ist ihr Los. Freue dich, daß er nicht an den Pflug gespannt wird, wie die Römer, welche dein Mann im Teutoburger Walde gefangen nahm.“

Elwin näherte sich jetzt der Fürstin. Sie erkannte ihn sogleich und entfärbte sich, denn in seinem Gesichte las sie eine Trauerbotschaft.

„Was ist geschehen?“ rief sie, „warum kommst du so weit her?“

Elwin beugte sein Knie, küßte ihre Hand und sprach mit zitternder Stimme: „Als du noch in der Stadt der Ubier weiltest, gabst du mir eine Haarlocke von dem Haupte deines Kindes. Ich brachte sie deinem Gatten, aber er bedarf ihrer nicht mehr und hat mich beauftragt, sie in deine Hände zurückzugeben.“

Thusnelda wurde noch bleicher. „Was ist geschehen?“ fragte sie. Die Standhaftigkeit des Boten war vorüber. Unter heftigem Schluchzen erzählte er von dem Meuchelmorde und dem Begräbnisse, aber er war kaum imstande, seinen Bericht zu beenden.

Die Fürstin wankte; er fing sie in seinen Armen auf und führte sie hinweg. „Das Verhängnis hat schnelle Füße,“ murmelte der entthronte König und starrte wieder auf das Meer hinaus.

„Gehe zu der Gladiatorenschule,“ murmelte Thusnelda, „sage den Fechtern, ich wünsche, daß mein Sohn mir die Augen zudrückt.“

Er stürzte hinweg und kam nach einiger Zeit mit Thumelikus zurück. Sie nahm des Kindes Hand und flüsterte: „Dein Vater ist gestorben. Rein und fleckenlos ist er zu den Wolken aufgestiegen, niemals hat er die Freiheit durch Wort oder That entheiligt. Nimm seine leuchtende Gestalt zum Vorbilde. Wenn du größer geworden bist, so kämpfe nicht in der Arena, sondern entflieh und geh' zu deinem Volke. Jetzt wird es erkennen, was es an dem Vater verloren, und den Sohn darum hochhalten und ehren.“

Sie wollte noch weiter sprechen, aber ein Blutstrom entquoll ihrem Munde und nach wenigen Minuten war sie eine Leiche.

Thumelikus empfand noch nicht, was er verlor, empfand auch die Fesseln der Knechtschaft nicht, sondern war zufrieden mit seinem Berufe.

Elwin bestattet seine Fürstin; dann nahm er Abschied von dem Sohne und begab sich in langsamen Tagemärschen nach Rom. Über die flavische Brücke, dieselbe, über welche Germanikus seinen Triumphzug gehalten hatte, kam er in die Stadt. Er fand sie in freudiger Bewegung, in allen Gesichtern stand das Lächeln; aber er wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, denn die lateinische Sprache war ihm unbekannt.

Da bemerkte er auf dem Marsfelde germanische Soldaten, er erkannte sie an den Gesichtszügen und dem blonden Haar. „Sage mir doch, was die Römer so fröhlich macht,“ sprach er zu einem derselben.

„Ei,“ entgegnete dieser, ein Chatte von Geburt, „heute morgen ist im Senate verkündigt worden, daß der Römer schlimmster Feind, Armin der Cherusker, von seinen eigenen Verwandten ermordet worden ist.“

„Kannst du mir sagen, wo Segestes, sein Schwiegervater wohnt?“ fragte Elwin weiter.

„Geh' bis in die Nähe des Forums,“ antwortete der Soldat, „frage dort nach dem Manne, der seine Tochter den Römern verkauft hat. Jeder kennt und verachtet ihn!“

Elwin begab sich auf den Weg und fand das Haus ohne Mühe. Im Triklinium herrschte laute Fröhlichkeit. Dort saßen beim reichen Mahl, welches Tag um Tag der Imperator Tiberius spendete, Segestes, sein Bruder Sigimer und sein Sohn Sigmund. Sie freuten sich der Senatsbotschaft, jubelten, daß der verhaßte Armin erdolcht worden sei.

Verwundert schauten sie auf, als ein Cherusker in das Triklinium trat, und noch verwunderter waren sie, als die Elwin erkannten.

Dieser trat an den Tisch und legte die goldgelbe Haarlocke vor Segestes. „Von deinem Enkel,“ sagte er; „er wird in Ravenna als Fechter erzogen. Erinnerung dich bei dieser Locke daß er deines Blutes ist. Fordere ihn zurück und lasse ihn als freien Mann aufwachsen.“

„Hinweg mit diesem Haar! Ich habe mit meinem Neffen nichts gemein!“ rief Segestes.

„Du willst dich seiner nicht annehmen?“

„Nein!“

Schweigend nahm Elwin ein Päckchen mit Asche aus der Tasche, streute es über die Häupter der Anwesenden und sprach: „Es ist die Asche Armins des Cheruskers. Möge sie euch bis ins Hirn brennen!“ Dann nahm er eine Flasche mit Blut hervor, setzte dieselbe vor Segestes und sprach: „Thusnelda ist gestorben, und ihr Vater hat sie getötet. Trink' nun auch ihr Blut! Trink', Scheusal! Du darfst dich kühn mit Blut besudeln, denn niemals werden dir die Götter die Thore Walhallas öffnen, wo Armin und Thusnelda vor Wuotans Antlitz stehen.“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen des unnatürlichen Vaters. Heftig fiel sein Kopf auf den Tisch und zertrümmerte die Flasche, so daß sein Gesicht mit dem Blute der Tochter besudelt wurde.

Elwin ging hinweg. Sein Pferd war totgeritten; zu Fuße mußte er in den Teutoburger Wald zurückkehren. Ein Freudenstrahl verklärte sein Gesicht, als er hörte, Armins Mutter sei gestorben.

„Nun sind die Guten alle zusammen,“ sagte er; „die Götter mögen geben, daß ich ihnen bald folge!“